



SOPHIA-JACOBA



NUMMER 8
JAHRGANG 2
1. OKTOBER 1954

Aus dem Betriebsgeschehen

Grubenbetrieb

In unserem letzten Bericht, der mit dem Mai abschloß, mußten wir ab April 1954 ein stärkeres Absinken der Tagesförderung sowie der Leistung feststellen. Im Juni war ein Tiefstand zu verzeichnen: 2819 Tagestonnen bei 843 kg Leistung je Mann und Schicht wurden gefördert. Auf 3008 Tagestonnen mit 909 kg Leistung konnte unser Betrieb im Juli kommen, während im August durchschnittlich 3207 tato bei 1021 kg erreicht wurden. Diese nunmehr günstiger werdende Tendenz hält weiterhin an: im laufenden Monat (bis 13. 9.) beträgt die Durchschnittsförderung 3346 tato bei 1117 kg Leistung. Die empfindlichen Förderausfälle stellen das Gesamtergebnis des Berichtsquartals weitaus ungünstiger als dasjenige der entsprechenden Monate im Vorjahre:

	Juni—August	
	1953	1954
Förderung tato verwertbar	3235	3017
% von 1938	86,82	80,97
Wasch- und Klaubeberge	30,59	34,56
Leistung u. T. in kg verw. je Mann und Schicht (ohne Kriegsschäden, Neuanlagen, Betriebsrat)	1050	945
Fehlschichten je 100 angelegte Arbeiter u. T.	20,11	17,25
ü. T.	14,78	14,02
Unfälle u. und ü. T. je 100 000 Schichten	144,43	107,83

Von den Gründen des starken Förderrückganges sind in der Werkszeitung Nr. 7 die Verschlechterung der geologischen Bedingungen in fast allen Abbaurevieren mit den nachfolgenden Störungen an den Förder- und Gewinnungsmitteln, den geringeren Hackenleistungen und die notwendige Verlagerung von Abbaurevieren in andere Betriebspunkte angegeben worden. Daneben mußten die bereitstehenden Reservebetriebspunkte vorzeitig belegt werden; z. T. fanden Betriebspunkte, die überraschend gestundet oder abgeworfen werden mußten, keinen vollgültigen Ersatz. Ab Anfang Juli haben jedoch wieder genügend Reservebetriebe bereitgestanden.

Insgesamt wurden in der Berichtszeit 6 Abbaubetriebspunkte abgeworfen, 2 vorübergehend gestundet und 7 Betriebspunkte neu angezogen, wovon einer nach kurzer Betriebszeit und Auswechseln des Unterbandes gegen einen Umlege-Panzer als Reservebetrieb gestundet worden ist. 1011 m Gesteinsstrecken, 89 m Blindschächte, 1334 m Auf- und Abhauen sowie 928 m Vorrichtungstrecken sind Juni — August neu aufgefahren worden. Das Weiterabteufen des Schachtes IV von der 360-m-S zur 600-m-S hat planmäßig nach Beendigung der Vorarbeiten (z. B. Vertiefen des Sumpfes und Einbringen der Sicherheitsbühne) am 1. Juli begonnen; bis zum 1. 9. waren 43,8 m abgeteuft. Für eine Untersuchungs-Hochbohrung oberhalb der 600-m-S östlich der Kleingladbacher Störung wurden die Vorbereitungsarbeiten Ende August angefangen.

Im Hobelstreb Flöz 11 mußte im Juni eine diagonal verlaufende Wulstzone mit vorgelagerten gebrächen Dachschichten und anschließend an Klüften ausbrechendem Hangendkeil überwunden werden. Während sich der Streb im Juli erholen konnte, wurde im August sein Abaufortschritt durch die Umfahrung eines Blindschachtes und das Unterfahren des Querschlagel gehemmt. Der Hobelstreb Flöz 10 war im Juni/Juli etwa 3 Wochen gestundet, bis eine neue Bandstrecke das Abwerfen des zu Bruch gegangenen unteren Strebeils erlaubt hat, der wegen seiner gebrächen Dachschichten seit Beginn des Verhiebs einen zügigen Abaufortschritt gehindert hatte. Seitdem werden dort befriedigende Ergebnisse erzielt. Im Hobelstreb Flöz 3 stiegen im Juni die Schwierigkeiten

durch den starken Wasserzufluß aus der Kohle im unteren Strebeil an; anschließend aber gelang es, die aus dem Wechsel des Einfallens und den unregelmäßig auftretenden Wülsten herrührenden Schwierigkeiten mit ebenfalls gutem Erfolge zu überwinden. Zu Mitte August nun konnte im seit März stillliegenden Millicher Feld wieder ein Betriebspunkt in Flöz 12, und zwar ein Hobelstreb, angezogen werden. Damit gleichzeitig erholte sich sowohl die Leistung als auch die Förderung des gesamten Grubenbetriebes sprunghaft.

Von den Schrämbetrieben war nur noch Revier 10 in Flöz 5, in dem die Schrämarbeit zu Ende Juni wieder aufgenommen werden konnte, allerdings wegen Störungen geologischer und betrieblicher Art mit wenig befriedigendem Erfolg, in Betrieb.

Daß in diesem Bericht die voll- und teilmechanisierten Betriebe genauer erwähnt werden als die übrigen Abbaubetriebspunkte, in denen den natürlichen Verhältnissen zum Teil noch mühevoller begegnet werden muß, liegt in der Tatsache begründet, daß die Betriebsleitung besonderes Augenmerk darauf richtet, mit welcher Art und in welchem Maße möglichst alle die Arbeit des Hauers wesentlich erleichternden Methoden der mechanischen Gewinnung und Förderung in unserem Betriebe wirtschaftlich angewendet werden können. — Ab Anfang August sind ein Panzerstreb mit rückfreier Abbaufont in Flöz 10 und ein Rutschen- und Kratzbandstreb in Flöz 3 auf Umlege-Panzerförderer mit stählernem Portal-Ausbau übergegangen. Diese Methode ist nunmehr vermehrt an Stelle der rückfreien Fronten vorgesehen.

Seit Ende Juli sind unter Tage keine Hochdruckluft-Lokomotiven mehr in Betrieb; die gesamte Hochdruckluft-Anlage über und unter Tage ist zum Verkauf bzw. Verschrotten vorgesehen.

Die Belegschaft u. T. ist durch eingeschränkte Neuanlegungen und durch Entlassungen von Arbeitern geringeren Leistungsvermögens und -willens von 3775 am 1. 1. 54 auf 3617 am 1. 9. 54 um 4,3% gesunken. Andererseits waren an Stelle von 19—21% Fehlschichten, die eine betriebliche Planung auf Grund der Verhältnisse der Vorjahre annehmen mußte, trotz verstärktem Tarifurlaub nur 16—18% Fehlschichten zu verzeichnen. Im Zusammenhang mit einer weiteren Konzentration der Abbaubetriebspunkte, gekennzeichnet durch die durchschnittliche Tagesförderung je Streb (173 t im Juni, 203 t im Juli und 226 t im August bei 205 t im Jahre 1953) und dem Anstieg der Leistung seit Mitte August kann angenommen werden, daß der Ersatz des sogenannten natürlichen Abgangs (durch Krankheit und Invaldisierung) genügen wird, die um die Jahreswende bereits erreichten 3500 tato in der Folgezeit zu fördern.

Tagesbetrieb

Der Erfolg der neuen Feinkornsetzmaschinen besteht in einem rechnerischen Mehranfall von etwa 100 t Feinkohle täglich; er wird aber überdeckt von dem von 30% zu Jahresanfang auf etwa 35% gestiegenen Berganteil an der Rohkohle. Die Brikettfabrik war laufend zweischichtig in Betrieb. Die Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten konnten ohne Beeinträchtigung des Untertagebetriebes durchgeführt werden. Die Lagerhallen der Werkstatt gehen ihrer Fertigstellung entgegen.

Nebenschachtanlage Schacht V

Im Berichtsquartal wurden auf dem Bohrgelände die Rodung, der Bau des Vorschachtes, die Errichtung der Fundamente für Bohrturm, Kläranlage, Förderhaspel, die Aufstellung eines Bürogebäudes, eine Brunnenbohrung mit fünf Pegelbrunnen sowie das Verlegen einer Wasserleitung vom Brunnen zum Schachtplatz fertiggestellt. Das Schachtbohrgelände wurde von Mitte Juli bis Mitte September planiert und der Bohrturm aufgestellt. Es werden sich die Vorbereitungsarbeiten für das Abteufen von Hand bis zum Grundwasserspiegel anschließen.

Der Querschlag nördlich Schacht IV, der mit dem Schacht V durchschlägig wird, steht bereits z. Z. etwa 400 m weit im Schacht-V-Feld.

Der Steinkohlenbergbau in den Niederlanden

Wenn auch das industrielle Gesicht der Niederlande hinsichtlich Kohle und Stahl unter den 6 Ländern der Montanunion, gemessen an der Kapazität der Bundesrepublik, Frankreichs und Belgiens nicht besonders groß ist, so ist doch der Beitrag, den Holland mit 12,7 Mill. t Steinkohle (1952) zum gemeinsamen europäischen Markt leistet, nicht zu unterschätzen. Bei dem Überblick über die Kohlenwirtschaft der einzelnen Schumanplanländer dürfte auch die Darstellung der Bergbauverhältnisse in Holland zeigen, wie vielgestaltig sich der Steinkohlenbergbau in den einzelnen Ländern entwickelt hat und wie er deshalb überall ein einmaliges historisch und technisch begründetes Gepräge aufweist.

Die Holländer haben sich als Nation lange Zeit für den Bergbau nicht besonders interessiert. Der Blick Hollands war aufs Weltmeer und auf die überseeischen Kolonien mit ihren reichen Möglichkeiten zum Handel, zur Plantagenwirtschaft und zur technischen Ausbeutung beispielsweise der kostbaren Zinnvorkommen in Indonesien gerichtet. Diese Chancen, die das weiträumige Kolonialreich bot, zog das Interesse der Holländer mehr an, als die sehr tief im eigenen Boden ruhenden und nur mit hohem Kapitaleinsatz zu fördernden Kohlenvorräte. Es kam hinzu, daß der Landesteil Limburg, der allein Kohlenvorräte aufweist, sich in einem abgelegenen Winkel des Mutterlandes befindet, wohin bis 1895 nicht einmal eine Eisenbahnlinie führte. Vom zusammenhängenden Staatsgebiet der Niederlande schiebt sich aufwärts der Maas ein kleiner Zipfel, der auf der Landkarte einem Blinddarm gleicht, zwischen Deutschland und Belgien bis dicht an Aachen heran. Dieser Appendix hat eine Länge von ungefähr 50 km. An der Stelle, wo dieser Wurmfortsatz den eigentlichen Komplex des holländischen Territoriums verläßt, ist er so eng, daß man dort bequem über die holländische Landenge von Deutschland nach Belgien hinübersehen kann. Weiter südlich, wo die Flöze des Aachener Kohlenreviers diesen holländischen Landstrich durchschneiden, ist der Durchmesser etwas größer. Das Kohlenvorkommen setzt sich auf belgischem Gebiet in der sogenannten „Campine“, dem neueren belgischen Kohlenrevier, fort.

Abgesehen von einer älteren Zeche wurde das limburgische Kohlengebiet erst ab 1894 erschlossen, und zwar durch ausländische Unternehmer. Als erster Bergbaupionier trat die französische Industriefamilie *de Wendel* auf. Sie teufte von 1895 an insgesamt vier Schachtanlagen ab und nimmt deshalb noch heute mit 2,4 Mill. t Jahresförderung unter den Privatzechen die führende Rolle ein. Die zwei weiteren privaten Bergwerksgesellschaften gehören Belgien und haben ihren Verwaltungssitz in Brüssel. Die „Société des Charbonnages réunis“ umfaßt zwei Schachtanlagen, die „Société anonyme des Charbonnages néerlandais“ betreibt eine Schachtanlage. Erst als diese Ausländer sich eines großen Teiles der Grubenfelder bemächtigt hatten, entstand zu Anfang des Jahrhunderts in der holländischen Öffentlichkeit über die fortschreitende Überfremdung im Bergbau eine gewisse Erregung.

Private holländische Kapitalgeber konnten sich jedoch nicht zur Investition von Bergwerksanlagen entschließen. 1902 wurde durch ein besonderes Gesetz der Abbau der noch nicht verritzten Felder ausschließlich dem holländischen Staat vorbehalten. Kurz darauf wurde in einer hinsichtlich Struktur und Organisation den preußischen Staatsgruben angelehnten Form der Holländische Staatsbergbau gegründet. Mit den Jahren wurde der staatliche Bergbau in technischer und mengenmäßiger Hinsicht zum Schwerpunkt der holländischen Kohlenwirtschaft. Seit 1929

macht die Förderung der vier Staatsgruben etwa 60% der Gesamtförderung aus. Die nachstehende Tabelle 1 gibt eine Übersicht über die holländische Kohlenförderung in 1950 nach Eigentümern.

Besitzer	Anzahl der Bergwerke	Jahresproduktion
Staatsgruben	4	7,00 Mill. t
Orange-Nassau (de Wendel) . .	4	2,40 Mill. t
Soc. des Charbonnages réunis (belgisch)	2	1,30 Mill. t
Soc. An. des Charbonnages néerlandais (belgisch)	1	1,30 Mill. t
Domanialgruben-Gesellschaft .	1	0,37 Mill. t
	12	12,37 Mill. t

Die Förderleistung je Mann und Schicht betrug 1950 = 1754 kg und steht damit innerhalb der Montanunion an erster Stelle. Die Schichtleistung hat den Vorkriegsstand von 2370 kg nicht wieder erreicht. Die guten Flöze sind bereits abgebaut. Die weite Entfernung der Betriebspunkte vom Schacht und die zunehmende Tiefe der Schächte lassen ein Wiedererreichen der Vorkriegsleistung trotz Anwendung modernster technischer Einrichtungen nicht erwarten. Die Schichtleistung zeigte auch in den letzten Jahren eine fallende Tendenz. Da das Kohlenvorkommen selber begrenzt ist, sind die Planziffern zur Fördersteigerung im Rahmen der OEEC relativ bescheiden angesetzt. Bis 1956 ist nur eine Steigerung der holländischen Gesamtförderung um 5% auf 13 Mill. t vorgesehen. Diese Planzahl erreicht nicht einmal die Förderleistung von 14,3 Mill. t aus dem Jahre 1937, obwohl damals die Belegschaft unter Tage nur 20 600 Mann gegen 28 000 Mann im Jahre 1951 betrug. Diese Zahlen beweisen, daß die Kohlenvorräte Hollands in der Provinz Limburg bereits bedrohlich abgenommen haben. Die Abbaumöglichkeit wird nur noch für die Dauer eines guten Menschenalters geschätzt, es sei denn, daß sich technische Verfahren anbieten, die auch die Kohlenförderung aus Tiefen bis 1800 m menschlich und wirtschaftlich tragbar gestalten.

Schon jetzt sind die Holländer gezwungen, von der niederländischen Seite aus Steinkohlenfelder abzubauen, die jenseits der holländisch-deutschen Grenze liegen. Im September 1952 hat der deutsche Bundesrat den deutsch-holländischen Vertrag vom 18. Januar 1952 über die Festsetzung einer Abbaugrenze für zwei holländische Gesellschaften unterhalb des deutschen Territoriums bestätigt. Es handelt sich um einen Vorrat von schätzungsweise 10 Mill. t Steinkohle, die der Eschweiler Bergwerksverein, der auf der deutschen Seite die Gerechtsame innehatte, an die beiden holländischen Gesellschaften verkauft hat. Da der Inhalt dieses privaten Kaufvertrages die Staatsgrenzen überschneidet, war seine Inkraftsetzung von der Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften der beiden beteiligten Länder abhängig, d. h. er mußte durch einen unmittelbaren völkerrechtlichen Vertrag zwischen Bundesrepublik und den Niederlanden sanktioniert werden. Die in Frage kommenden Kohlenvorräte sind von der deutschen Seite aus nicht abbauwürdig, da sich für diese Menge kein selbständiger Schacht anzulegen lohnt. Demgegenüber ist für die Holländer dies nur eine Frage des weiteren Vortreibens bestehender Betriebspunkte, die zu den Schächten gehören, welche auf holländischer Seite nahe der deutschen Grenze liegen.

Die folgende Tabelle zeigt die Kohlenbilanz der Niederlande in 1951

Produktion		12,4 Mill. t
Kohleneinfuhr	5,2 Mill. t	
Kohlenausfuhr (Koks)	1,2 Mill. t	
Einfuhrüberschuß		4,0 Mill. t
Echter Inlandsbedarf		16,4 Mill. t

Diese Bilanz zeigt also, daß bei einer Förderung von 12,4 Mill. t, rund 75% des inländischen Kohlenbedarfs aus eigener Förderung befriedigt werden kann. Die unnatürliche Wechselbewegung zwischen Einfuhr von Kohle und Ausfuhr von Koks weist auf das Vorliegen eines „Sortenproblems“ hin. Holland fördert in überwiegendem Maße eine Fettkohle, die sich sehr gut zur Verkokung eignet, dagegen von bestimmten Großverbrauchern nicht begehrt wird. Die Auswahl der einzuführenden Sorten erfolgt deshalb in der Hauptsache gemäß den Qualitätswünschen dieser Großverbraucher. Die eigene Fettkohle dagegen wird gleich in Holland zu einem in Luxemburg und Frankreich sehr begehrten Hüttenkoks umgewandelt.

Die technischen und betriebsorganisatorischen Einrichtungen des holländischen Bergbaus sind achtunggebietend. Unter den Bergbaugebieten der europäischen Länder kann der holländische Bergbau als der modernste bezeichnet werden. Das liegt nicht allein daran, daß er der jüngste Sproß am Stamm des europäischen Bergbaus ist, sondern vor allem an der den technischen Zweckmäßigkeiten gegenüber aufgeschlossenen Haltung der leitenden holländischen Bergleute. Holland rühmt sich, mit der staatlichen Grube „Maurits“ das größte und modernste Bergwerk Europas aufweisen zu können. Jedenfalls wurde dies noch im Jahre 1950 von der führenden englischen Bergwerkszeitschrift „Coal“ in vollem Umfang anerkannt.

Die auf eine Förderleistung von täglich 10 000 t ausgerichteten Untertageanlagen der Grube „Maurits“ werden durch ebenso großzügige Ubertageanlagen ergänzt. Die Zeche besitzt auch die größte Kokerei Europas mit einem Tagesdurchsatz von 6000 t. Das in großen Mengen anfallende Gas wird sogar nach Belgien und Deutschland exportiert. Desgleichen besitzt die Zeche „Maurits“ ein Großkraftwerk mit einer Leistung von 150 000 kW. Auf ihrem Gelände liegt eine Zentralwerkstatt für sämtliche vier staatlichen Zechen, die zusammen eine Förderleistung von über 7 Mill. t besitzen. Da bei den Staatszechen der Grubenausbau hauptsächlich mit Stahlstempeln vorgenommen wird, bildet allein schon die Anfertigung und Instandhaltung der Stahlstempel ein verhältnismäßig umfangreiches Arbeitsgebiet der Zentralwerkstatt, abgesehen von den Anforderungen, welche die

hochmechanisierten Abbauvorrichtungen und Transportanlagen der vier Zechen und die Großanlagen der Kohlechemie an das maschinenbauliche und elektrotechnische Leistungsvermögen der Werkstatt stellen.

Die staatlichen Zechen in Holland werden nach rein privatwirtschaftlichen Grundsätzen betrieben, so daß ihnen den Privatzechen gegenüber, die alle in ausländischer Hand sind, keine Vorteile eingeräumt sind. Nach dem Urteil aller Beteiligten hat sich die Konkurrenz zwischen Staatsgruben und Privatgruben in Holland in jeder Hinsicht günstig ausgewirkt, man spricht allgemein von einer glücklichen Wechselwirkung.

Die Ertragslage des holländischen Bergbaus hat es gestattet, die erforderlichen Investitionen im Wege der Selbstfinanzierung aufzubringen. Besondere Beträge aus Marshallplanmitteln sind nicht zur Verfügung gestellt worden. Angesichts der begrenzten Vorräte muß aber mit der Auskohlung schon heute ernsthaft gerechnet werden. Deshalb sind für Holland innerhalb des heutigen Kohlengebietes im Rahmen des europäischen Aufbauprogrammes keine neuen Schachtanlagen oder Kapazitätserweiterungen vorgesehen. Die innerhalb der OEEC-Planung bis 1956 vorgesehene Fördersteigerung um 600 000 t Kohle, also um rund 2000 t täglich, wird sich durch geringfügige innerbetriebliche Umstellungen erreichen lassen.

Auch in der Preis- und Kostengestaltung zeichnet sich der holländische Bergbau durch eine sachlich begründete und wohl disziplinierte Zurückhaltung aus.

Disproportionalitäten hinsichtlich Kosten und Preis, die z. B. den belgischen Bergbau sowohl im Inlands als auch im Auslandsgeschäft sehr ungünstig beeinflussen und zum „Sorgenkind“ der Montanunion gemacht haben, sind den holländischen Bergwerksunternehmen fremd. Im holländischen Bergbau ist die 46-stündige Arbeitswoche eingeführt. Von der 47. Stunde an ist ein Zuschlag von 25% zu zahlen. Von der 49. Stunde erhöht sich dieser Zuschlag auf 50%. Sonntagsschichten werden mit 100% Zuschlag vergütet. Der Leistungslohn liegt ungefähr auf der Höhe der deutschen Bergarbeiterlöhne. Familienzulage und Kindergeld haben nicht die hypertrophe Gestalt wie etwa in Frankreich. Auch hier hat sich der holländische Bergbau bemüht, einen gesunden Mittelweg einzuhalten.

Im Rahmen der Montanunion dürfte der holländische Bergbau wegen seiner Ausgewogenheit in technischer und organisatorischer Hinsicht und wegen seines gesunden Kostenpreisverhältnisses als ein wertvoller Partner anzusprechen sein. Es kann angenommen werden, daß sein gutes Beispiel stärker wirken wird, als es dem auf Grund der natürlichen Gegebenheiten begrenzten quantitativen Gewicht dieses Mitgliedes der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl entspricht. Dr. W. L.



Eine Abbaustrecke wird vorgetrieben

Unsere Arbeitsjubilare

Vom 1. Januar bis zum 25. Juli 1954 vollendeten die nachstehenden Arbeitskameraden ihr fünfundzwanzigstes Dienstjahr bei der Gewerkschaft Sophia-Jacoba:

Kischel, Otto, Ausbauhelfer	Rimarzik, Emil, Reiniger
Sakowski, Karl, Ausbauhelfer	Hermes, Josef, Lokführer
Reumschlüssel, Otto, Lokführer	Brand, Karl, Reiniger
Pohl, Edmund, Ausbauhelfer	Rimarzik, Rudolf, Ausbauhelfer
Klassen, Theo, Hauer	Griehl, Wilhelm, Ausbauhelfer
Hauke, Franz, Ausbauhelfer	Gerhards, Heinrich, Schießmeister
Diecks, Theodor, Ausbauhelfer	Schippers, Peter, Ausbauhelfer
Knorr, Franz, Hausmeister	Kampmann, Fritz, Ausbauhelfer
Riedel, Franz, Ausbauhelfer	Kohnen, Johann, Hauer
Drees, Karl, Hauer	Schröder, Arnold, Hauer
Lelewell, Emil, Pumpenwärter	Broja, Leopold, Ausbauhelfer
Kleisa, Hermann, Ausbauhelfer	Kuhn, Josef, Ausbauhelfer
Hartmann, Karl, Lokführer	Wirba, Karl, Schachthauer
Frohn, Arnold, Lokführer	Gillissen, Wilhelm, Bremser
Libuda, Ernst, Kauenwärter	Schillings, Johann, Schlosser
Bronneberg, Andreas, Bahnreiniger	Schoeser, Mathias, Ausbauhelfer
Prusiewicz, Teophil, Platzreiniger	Bischofs, Joachim, Ausbauhelfer
Drees, Peter, Stempelwart	Dohmen, Adam, Hauer
Rudel, Rudolf, Ausbauhelfer	Peyen, Arnold, Hauer
Theil, Franz, Ausbauhelfer	von der Driesch, Josef, Stempelwart
Wischnewski, Anton, Ausbauhelfer	Brack, Gerhard, Ausbauhelfer
Wischnewski, Aloys, Hauer	Krommen, Gerhard, Hauer
Völkel, Helmut, Wäschearbeiter	Ruttkowski, Friedrich, Ausbauhelfer
Schmitz, Josef, Schmierer	Tellers, Peter, Ausbauhelfer
Schumski, Johann, Ausbauhelfer	Kämper, Heinrich, Markenausgeber
Lewandrowski, Johann, Hauer	Pusch, Walter, Ausbauhelfer
Süß, Hans, Schießmeister	Lengowski, Paul, Maschinen-Fahrhauer
Steinbrink, Hermann, Ausbauhelfer	Wieners, Franz, Platzreiniger
Maik, Johann, Ausbauhelfer	Wienen, Jakob, Tagesarbeiter

Jubilarsfeier in der Oerather Mühle

Am 24. Juli wurde in der Oerather Mühle für die Arbeitskameraden, die vom Januar 1954 bis zu diesem Tage auf eine 25jährige Tätigkeit bei der Gewerkschaft Sophia-Jacoba zurückblicken konnten, eine Jubilarsfeier abgehalten.

Bergassessor Rauhut begrüßte die Anwesenden zugleich im Namen von Arbeitsdirektor Pöttgens und verlas ein Telegramm des in Urlaub befindlichen Vorstandsmitgliedes Dr. Verres, in dem allen Jubilaren und Festteilnehmern ein herzliches Glückauf entboten wurde.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Gewerkschaft Sophia-Jacoba bot Bergassessor Rauhut Gelegenheit, den Jubilaren für ihre Treue zum Werk zu danken und ihnen die herzlichsten Glückwünsche des Grubenvorstandes auszusprechen.

Sophia-Jacoba zähle jetzt 45 Lebensjahre, wenn man das Entstehen der Gewerkschaft vom Beginn des Abteufens des Schachtes I im November 1911 an rechne. Obwohl der erste Weltkrieg die erste Entwicklung stark gehemmt habe, sei Sophia-Jacoba mit über eine Million t Förderung im Jahre 1938 bereits die größte Zeche des Aachener Steinkohlenbezirks gewesen.

Durch die harten Frontkämpfe in unserem Raume im Jahre 1944 sei auch Sophia-Jacoba schwer heimgesucht worden, und es habe große Anstrengungen gekostet, nach dem Zusammenbruch das Werk wieder in Gang zu bringen und die durch Kriegseinwirkung entstandenen schweren Schäden, besonders des Untertagebetriebes, wieder zu beseitigen.



Bergassessor Rauhut gibt Arbeitsdirektor Pöttgens und Betriebsrat Domnik eine Schnurre zum besten

Die Jubilare hätten gerade auch zum Gelingen des Wiederaufbaues ihr Teil beigetragen. Sie dürften sich deshalb mit Stolz zu den ehrlichen, fleißigen und treuen Belegschaftsmitgliedern zählen.

In den vergangenen Monaten habe sich im Kohlenbergbau der Schatten einer Krise abgezeichnet. Die Sättigung des Kohlenmarktes nach den Jahren der Knappheit zwingt die Bergwerksunternehmen zu Wettkampfskämpfen, die nur diejenigen Zechen bestehen könnten, deren Selbstkosten sie konkurrenzfähig erhalte.

Sophia-Jacoba habe schwierige Flözverhältnisse. Die Folge seien hohe Gesteinskosten. Jeder müsse deshalb alles tun, um die Selbstkosten auf einem erträglichen Maß zu halten.

Durch plötzlich aufgetretene Störungen im Abbau habe unser Werk im Mai/Juni einen starken Förderrückgang und dadurch einen hohen Einnahmeverlust erlitten. Er appelliere deshalb an jedes alte Belegschaftsmitglied, den jungen und neuen Bergleuten ein gutes Beispiel zu geben.

Unerfreulich sei auch der hohe Anteil unserer Krankenschichten. Von 300 Belegschaftsmitgliedern, die zur Vorstellung beim Vertrauensarzt aufgefordert würden, zöge die Hälfte vor, sich noch vor dieser Vorstellung gesund schreiben zu lassen. — Wer ohne Grund krank feiere, handele unverantwortlich und schädige nicht nur das Werk, sondern auch seine Kameraden.

Bergassessor Rauhut dankte zum Schlusse seiner Ansprache noch einmal allen Jubilaren im Namen des Grubenvorstandes und übermittelte ihnen die besten Glückwünsche für eine lange Gesundheit und das Wohlergehen ihrer Familien. Er verband damit die Ver-

Blick über die Tischreihen



Betriebsführer Dehmel prostet seinen Kumpels zu



Betriebsdirektor Koch ist ganz Ohr für Hannes Lewandrowski



Fröhlich gestimmte Männer des Tagesbetriebs



Zum Schluß der Feier noch ein Song von Hannes Lewandrowski

sicherung, daß die Gewerkschaft Sophia-Jacoba jedem Belegschaftsmitglied, das nach treuer Pflichterfüllung Invalide wird, auch weiterhin tatkräftig beistehe. — In sein dreifaches Glückauf auf die Jubilare stimmten alle Nichtjubilare begeistert ein.

Die Ansprache fand großen Widerhall. Die Jubilare verstanden, worum es ging. Sie dankten mit herzlichem Beifall und ließen durch ihren Kameraden Pusch versichern, daß sie auch weiter ihre Pflicht erfüllen werden.

Nachdem der Arbeitskamerad Domnik als Sprecher des Betriebsrates den Jubilaren für ihre guten Leistungen in der Vergangenheit gedankt und herzliche Glückwünsche

ausgesprochen hatte, übernahm Arbeitsdirektor Pöttgens die Leitung des Abends, um Bergmannsfrohsinn und gute Laune zu ihrem Recht kommen zu lassen.

In den folgenden Stunden wetteiferten Bergmusiker, Gäste und ein großer Teil der Jubilare miteinander, um den Abend so heiter wie nur möglich zu gestalten. Viele zünftige Lieder erklangen und manche gute Bergmannsschnurre wurde zum besten gegeben. Als Humorist, Sänger und Meister auf dem Bergmannsklavier zeichnete sich vor allen anderen der Jubilar Hannes Lewandrowski aus. Seine Darbietungen riefen wahre Lach- und Beifallsstürme hervor. — Ihm und vielen anderen ist es zu danken, daß auch diese Jubilarefeier ein echtes Bergmannsfest wurde.

Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard über das Sparen

Das Sparen scheint mir unerlässlich zu sein. Nichtsparenwollen oder das Geringschätzen des Sparens bedeutet natürlich, daß die Menschen den Schutz für die Zukunft, für das Alter, für die Familie in kollektiven Versicherungen suchen, und damit wird das Problem zu einem Problem von größter Tragweite. Von 1948 ab war ich mir eigentlich darüber klar; ich hatte mindestens die starke Hoffnung, wenn wir wieder eine richtige verantwortungsbewußte Geld-, Kredit und Währungspolitik betreiben, könne der Sparsinn wieder geweckt werden, trotz den

zweimaligen tragischen Erfahrungen, die das deutsche Volk in einer Generation gesammelt hat, weil der Spartrieb etwas Natürliches ist.

Das individuelle Sparen neben der sozialen Versicherung ist meiner Überzeugung nach für den Menschen das, was ihm innere Freiheit und Unabhängigkeit gibt, die wir brauchen, um Demokratie in Wahrheit leben zu können. Der Spartrieb ist gleichbedeutend mit Verantwortungsbewußtsein für das eigene Schicksal. Die Neigung zur Kollektivversicherung, der Altersversorgung, wie sie

gruppenmäßig in mittelständischen Schichten aufgetaucht ist, schlägt dem Spargedanken und dem guten gesellschaftlichen und soziologischen Hintergrund des Spargedankens grundsätzlich ins Gesicht. Wir müssen wieder dahin kommen, daß jeder einzelne Mensch für sein Schicksal verantwortlich ist und auch diese Verantwortung frei tragen wird.

Ich möchte wünschen, daß das deutsche Volk mehr Verständnis dafür bekommt, daß es sich lohnt, für ein schönes und gemütliches Heim zu sparen. Das ist ein langfristiges

Sparen, ein Sparen, das den Menschen wieder in ein Gefühl für Eigentum versetzt, und das Verlangen nach Eigentum und Selbständigkeit weckt. Es wird damit, so möchte ich sagen, ein bürgerliches Lebensgefühl erzeugt, und wenn dann Gegenstände des gehobenen Bedarfs auch in solche Schichten kommen, die damit bisher noch nicht gerechnet haben, dann wird auch wieder ein neuer Impuls lebendig, so und so viele Wirtschaftszweige erhalten neue Absatzmöglichkeiten und damit neue Einkommen und neue Kaufkraft.

Unser Belegschaftsmitglied Wilhelm Almstedt mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet

In einer Feierstunde, die am 2. August im Kreishaussaal in Erkelenz stattfand, wurden drei verdiente Männer des Kreises Erkelenz im Auftrage des Bundespräsidenten mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet. Unter ihnen befand sich unser Arbeitskamerad Wilhelm Almstedt, der als einziger Kriegsblinder und gleichzeitig Armamputierter bei der Gewerkschaft Sophia-Jacoba beschäftigt ist. Landrat Josef Rick, MdL., eröffnete die Feierstunde. Sein Gruß galt neben den Auszuzeichnenden einer kleinen Zahl von Gästen, unter ihnen Regierungsdirektor Sträter, Oberregierungsrat Klotz, Oberkreisdirektor Steinhüser und Bürgermeister Classen aus Hückelhoven.

Nach der Auszeichnung von Landwirtschaftsrat a. D. Reul würdigte Regierungsdirektor Sträter die Verdienste von Fred Bogan und Wilhelm Almstedt. Fred Bogan hatte im Herbst 1945 ein aus Freiwilligen zusammengesetztes zehnköpfiges Minenräumkommando aufgestellt, dem trotz seiner Jugend auch unser Kamerad Wilhelm Almstedt als Minenräumer angehörte.

Das Kommando arbeitete zunächst im Landkreis Erkelenz. Später wurde es auch in den Kreisen Geilenkirchen-Heinsberg, Jülich, Düren, Monschau und Bergheim eingesetzt. Im ganzen konnte es etwa 14 000 Minen, 5000 Granaten, 110 Bomben und eine große Menge Gewehrmunition räumen und entschärfen.

Es ist klar, daß ein derartig gefährlicher Einsatz Opfer fordert. Das Kommando hatte einen Toten, vier Schwerverletzte und drei Leichtverletzte zu beklagen.

Wilhelm Almstedt wurde beim Entschärfen einer Mine bei Hilfarth am 21. November 1946 schwer verletzt. Er verlor dabei das Augenlicht und den rechten Arm.

Gerade für ihn fand Regierungsdirektor Sträter besonders herzliche Worte des Dankes und der Anerkennung, als er ihm das Verdienstkreuz überreichte.

Nachdem die Verdienstkreuze von Regierungsdirektor Sträter überreicht waren, sprach Landrat Rick im Namen des Kreistages, der Kreisverwaltung und der

ganzen Bevölkerung die herzlichsten Glückwünsche zu dieser Auszeichnung aus und würdigte noch einmal die großen Verdienste, die sich diese drei Männer für ihre Heimat und ihr Volk erwarben. Zu Wilhelm Almstedt und Fred Bogan gewandt, sagte der Landrat, die Bevölkerung habe damals nicht nur eine zerstörte, sondern auch eine verwüstete Heimat vorgefunden. Die Männer des Räummkommandos hätten dann unter Einsatz ihres Lebens zu einem wesentlichen Teil dazu beigetragen, die



Regierungsdirektor Sträter beglückwünscht Wilhelm Almstedt

Voraussetzungen für einen friedlichen Wiederaufbau zu schaffen. Ihre Leistungen seien bisher von keiner Seite gewürdigt worden, nun hätten sie endlich die ihnen gebührende Anerkennung gefunden.

Unser Arbeitskamerad Wilhelm Almstedt kam nach seiner schweren Verwundung bis Februar 1947 in ein Krankenhaus nach Düsseldorf. Im Oktober 1947 besuchte er die Kriegsblindenschule in Walsrode bei Hannover und blieb dort bis Mai 1949. Hier wurde er umgeschult und an der Schreibmaschine und in Stenografie ausgebildet. Seit dem 2. Januar 1950 hat er bei der Gewerkschaft Sophia-Jacoba als kaufmännischer Angestellter eine neue Existenz gefunden.

Im Namen der ganzen Belegschaft gratuliert die Werkzeitung dem allseits geachteten und beliebten Arbeitskameraden Wilhelm Almstedt zu seiner hohen Auszeichnung und wünscht ihm, daß er noch lange Jahre zu uns gehören möge.

Schlesien — gestern und morgen

Unsere aus Schlesien stammenden Belegschaftsmitglieder werden mit besonderem Interesse die folgenden Ausführungen ihres Landsmannes Friedrich Bischoff, Intendant des Südwestfunks, lesen. Es ist ein Auszug aus einem Vortrag Friedrich Bischoffs in der Frankfurter Paulskirche, den die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ veröffentlichte.

Neun Jahre nach der Austreibung, deren Annalen gerade erst aufgezeichnet werden, um dem immer als Gerichtstag handelnden und fortwirkenden Forum der Geschichte vorgelegt zu werden, tut es not, mehr denn je in Demut sich zu besinnen und Einkehr zu halten. Wir sind es allen denen schuldig, die verdorben und gestorben sind in heimsuchendem Schrecken oder noch heute in den Lagern ohne Hoffnung hausen. Nutzen wir also diese uns geschenkte Stunde dazu, Einschau und Ausschau zu halten. Empfangen wir dazu aus diesem uns Deutschen so bedeutsamen Raum die rechte Kraft, ohne Überschwang zu sagen, in was wir beharren müssen, um uns zu bewahren und in die Zukunft zu bestehen. Diese Zukunft aber wird niemals wieder Schlesien heißen, so wie es war.

Als unsere Urvorderen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zu friedlicher Landnahme von den schlesischen Fürsten aus dem polnischen Haus Piast gerufen wurden, den Siedlern als Helfer und Wegbereiter zur Seite die damals im Lande schon deutschen klösterlichen Gemeinschaften von Raudten in Oberschlesien herauf über Heinrichsau bis Leubus, wuchsen unter den harten Händen der Ankömmlinge nicht nur die Dörfer und die Städte in den gerodeten Gemarken. Unter ihrer Fäuste Arbeit, dem friedlichen Nebeneinander mit den slawischen Leuten im Lande, wuchs auch ein Neues, Unwägbares herauf. Was sie neben ihrem Gerät, Axt, Pflugschar und Meißel, als ihrer Seele trauliche Wegzehr ins Siedelland mitgebracht hatten, ihr Herkommen aus dem ersten Frühling des Reiches, das Maß ihrer heimischen Städte und Dörfer, ihr deutsches Recht, ihre Vorstellung von christlichem Brauch und eigener Anschauung, von Himmel und Erde, wie es in Sage und Lied umgeht, das alles verwuchs in allmählichem und zögerndem Werden, indes sie pflügten, bauten und rodeten, in Vermählung mit Schau und Brauch ihrer slawischen Nachbarn zu einem neuen Bild der Welt, wie sie von hier aus gesehen werden mußte. Wie es die Dinge packte, so fuhr es in die Seelen. Herkommen und Hiersein, Altes und Neuerfahrenes verwoben sich zu einer vertiefteren Anschauung. Aus ihr bildete sich mit wachsender Schöpferkraft, was uns für immer wohl Heimatrecht in der himmlischen Gemarkung des deutschen Geistes erwirkt hat.

In der Umkehrung nun dieses Vorgangs sehe ich heute bei uns allen, den Nachfahren, getragen vom verpflichtenden Erbe, die Aufgabe: Aus Überlieferung und treu zu Bewahrendem, verkettet mit dem leidvoll Erfahrenen aus jüngster Vergangenheit, die Wesensgestalt unseres Schicksals neu hervorzubilden, damit das, was ich hoffnungsvoll als die dritte Kraft im Schlesier ansprechen möchte, sich bilde.

Das schlesische Jahrhundert

Ich versuche zunächst nur den geistigen Umriß der imaginären Provinz, in der wir unverzüglich Wohnung nehmen sollten, zu weisen. Ihre Grenzen sind nicht Wüstung, ihr Gehäuse ist nicht von Feuer und Rauch geschwärzt, wie drüben im alten Land unsere Städte und Dörfer, in denen heute die Fremden hausen, lieblich vielleicht, aber nicht mit ihrer ganzen Seele.

Dreimal hat Geist und Schöpferkraft aus schlesischem Geblüt entscheidend verändernde Wirkung ausgeübt. Mit dem Jahrhundert des Barocks, dem siebzehnten, das mit Fug und Recht das schlesische Jahrhundert geistesgeschichtlich genannt wird, also rund vierhundert Jahre nach der Landnahme, hob es an. Während Michael Willmann,

der Maler, in die Kuppeln der Kirchen und Klöster sein himmlisches und irdisches Elysium aufglühen ließ, gab der Vorläufer, der, möchte ich sagen, Johannide: Martin Opitz aus Bunzlau, der deutschen Poesie die Satzung und den neuen Takt an. Er weist mit seinem Wirken schon auf das große Ziel hin, die deutsche Einheitssprache im Gedicht hervorzubilden.

Das schlesische Jahrhundert, selbstverständlich gewordener geistesgeschichtlicher Begriff: ehrfürchtig sollten wir dem Klang dieser Worte nachlauschen, der uns heute noch und wohl für immerdar bezeugt.

Umschlossen von diesem prangenden Zeitgewölbe, wie eine Perlmuschel rauschend, klingt Vers und Lied des „cherubinischen Wandersmannes“ Angelus Silesius, des Andreas Gryphius von Angst und Lebenspein geschliffene Sonette, eigentlich uns heutigen erst ganz nah in ihrer apokalyptischen Deutungskraft. Und steht dann, um nur noch einen, den größten, aus der quellenden Fülle der Zeit zu nennen, wie Opitz an seiner Epoche Anfang, am Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, Johann Christian Günther, als erneuerter Johannide, wegweisend in die Zukunft. Man nennt und nannte ihn den Vorläufer Goethes. Er wird es nur insoweit, als in ihm zum ersten Male die unverhüllte Seele, allerdings eine allerärmste, schon im Jugendfrühling auslöschende Seele, ganz ohne verhüllenden Zeitzierat in Lust und Qual sich preisgibt und offenbart. „Hier starb ein Schlesier“, dichtet er seinen eigenen Grabspruch, „hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte, daß seine Dichterkunst zur Reife kommen konnte...“

Mit Günthers Tod beginnt zunächst, nach einer Epoche unbändigsten Formwillens, das tiefe Atemholen, wie ich es nennen möchte. Aber ich vergesse nicht, daß während dieses schöpferischen Einatmens zum achtzehnten Jahrhundert hinüber in Oberschlesien Unerhörtes sich vollzog. Im Wald- und Heideland Oberschlesien, wo bei Tarnowitz schon seit langem Erzgruben aufbereitet waren, gibt der

Graf von Reden,

sozusagen der Wirtschaftsbeauftragte des preußischen Friedrich, damals dem oberschlesischen Bergbau das Zeichen. Oberschlesien, das bis dahin abseits gebliebene — sagen wir ruhig — geschichtlich fernab gelegene Grenznahtgebiet des Landes, beginnt, sich ungefähr von 1790 an in rund sechzig Jahren von Grund auf zu verwandeln. Die Feudalstruktur des Landes, wie sie daselbst herrschte das Leben gezeichnet hatte, sinkt zurück vor dem gebieterischen Stampfen der Eisenhämmer. Während im Zuge dieser Entwicklung sich das soziale Gefüge des ganzen Landes chaotisch verändert, geschieht es im gleichen Landstrich, aber von ihm durch das rauschende Waldland bei Ratibor, wie ins Geheimnis geschlossen, daß erneut ein Schlesier die geistige Signatur seiner Zeit verändert und sie damit ins Vollkommene hebt.

Joseph von Eichendorff

In Lubowitz bei Ratibor wird 1788 Joseph von Eichendorff geboren. Ihn, den Vollender des romantischen Liedes, aber ebenso unsterblicher musikalisch-spielerischer Erzählerkunst, nimmt die Landschaft seines Kindheits- und Jugenderlebnisses: Schloß, waldverdunkeltes Oderthal und ferner Beskidenglanz, für sein ganzes Leben gefangen. Wieder ein Vollender und Vollendeter im Auf-

gang einer neuen Zeit. Sein silbergrünes Waldhorn liegt wohl noch heute verzaubert im Waldgrund bei Lubowitz. „Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dach, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen.“ — Erinnerung man sich dieser Zeilen, dieses anheimelnd melodischen Tonfalls? Es handelt sich um die Introdution von Eichendorffs Erzählung von „Leben eines Taugenichts“.

Gerhart Hauptmann

Noch einmal, kurz vor dem Hingang des Landes, eigentlich nur wenige Jahre nach Eichendorffs Tod, während am Eulengebirge schon die Webmaschinen rattern, Waldenburg in Niederschlesien und das oberschlesische Revier das Industriejoch endgültig umzwingt, bricht schlesischer Geist in seine dritte Verwandlung und Vollendung auf und erobert sich im gewaltigen Werk Gerhart Hauptmanns die ganze Welt.

Nun — seit 1900 — weiß man allenthalben ungefähr, daß Breslau, Stadt am Strom, mit dem Dom und der Kircheninsel auf dem Sande so etwas wie ein südöstlich entstiegene Vineta voller Traum und Leben sein muß. Nun begreift man allerorten den Weg des Schlesiers, der ebenso ein von der Realität ergriffener Werkelmann wie ein grübelnder Gottsucher sein kann, weil man Hauptmanns „Emanuel Quint, den Narr in Christo“ kennengelernt hat. Und man hat auch indessen im dunklen Waldreich des Riesengebirges Pippa tanzen sehen und aus des Dichters Weber-Drama die soziale Not der Zeit verstehen gelernt und erschüttert verspürt, daß die alte Ordnung langsam fortwelkt und der schlesische Dramatiker, der Weltgeltung erlangt hat, nach einem neuen Weg des Mit- und Füreinander auf dieser Erde sucht.

Aber wie gespenstisch, wie grausam und grotesk zugleich, daß derselbe Mann, der unter anderem mit seiner Dichtung einer neuen Sozialordnung den Weg weisen wollte, am Ende seines Lebens einer Macht gegenüberstand, die in dem die Menschen zu Sklaven entwürdigenden Zwang der Totalität das politische A und O ihres Staates sieht.

„Bin ich noch in meinem Hause?“ hat Gerhart Hauptmann in seiner Sterbestunde drängend und ängstlich geforscht und gefragt. „Bin ich noch in meinem Hause?“ Und mir will scheinen, als hätte der seherische Mann, der in dem Augenblick starb, da Schlesien zugrunde ging, im Sterbenswort auch das Ganze gemeint, nicht nur sein eigenes, sondern das ganze große schlesische Lebens- und Heimathaus, in dem Millionen Traum, Arbeit und Leben hatten. So, wie sein Sarg noch hinausgewiesen wurde, trieb man es gottlos und aberwitzig mit allen anderen, als könnte man, indem man den Menschen wie irgendein wertloses Ding behandelte, einen ganzen, Geschichte gewordenen Vollzug durch Jahrhunderte austilgen — über Gräber hinaus.

Uns soll und muß es jetzt auf nichts anderes ankommen, als die Kraft zu suchen, auf die ich wies, die wegweisende himmlische, der wir uns anvertrauen müssen, wenn wir mit allem uns Verbliebenem, Blut, Geist und Seele, in Kind und Kindeskind im Ganzen unseres Volkes bewahrt sein wollen. Wenn uns das gelingt, dann werden wir uns, ein jeder an seinem Platz, als Menschen, als Deutsche und als Schlesier in der Verwandlung, die uns nun einmal nach Geist und Gesetz der Geschichte auferlegt ist, behaupten.

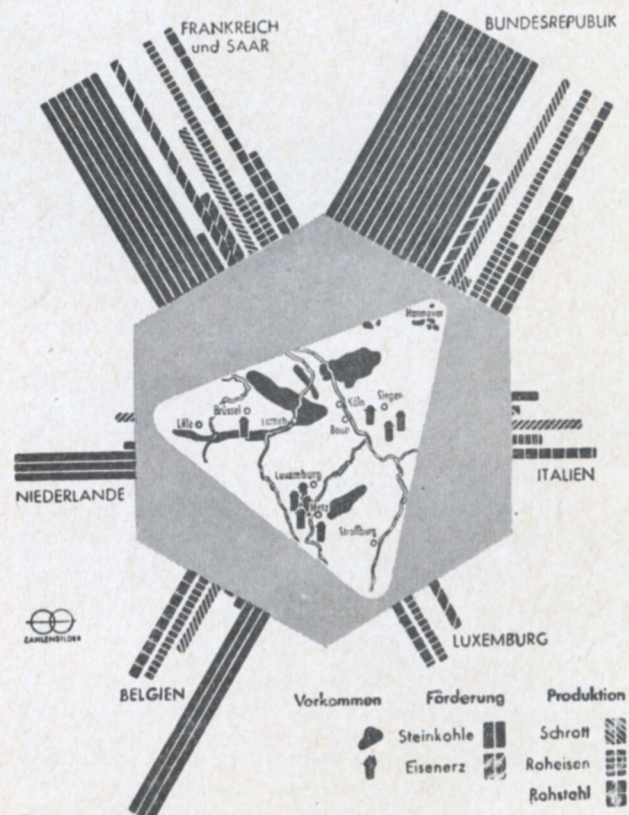
In einer alten, kleinen hinterpommerschen Dorfkirche, in jenem Land, das nun auch so sternweit verschollen liegt wie das unsrige, fand ich eines Tages, als schon die deutschen Städte im Bombenhagel zerflamten, auf einer zerschründeten Marmortafel, wohl aus dem dreißigjährigen Kriege, ein Wort, das mich seitdem nicht mehr losgelassen hat: „Gott belagere uns mit Engeln!“

Produktionsergebnisse der Montan-Union 1952

Der Außenminister Frankreichs, Robert Schuman, machte am 9. Mai 1950 auf einer Pariser Pressekonferenz den Vorschlag, „die Gesamtheit der französisch-deutschen Kohle- und Stahlproduktion unter eine gemeinsame Hohe Behörde zu stellen, die anderen europäischen Ländern zum Beitritt offensteht“. Bereits am 18. April 1951 unterzeichneten sechs Außenminister das Vertragswerk, dessen Entwurf von dem Leiter des französischen Planungsamts, Monnet, dem heutigen Präsidenten der Montan-Union, stammt und nach seinem Verfechter „Schuman-Plan“ genannt wurde. Die Organe dieser „Montan-Union“ traten am 10. September 1952 zum erstmaligen zusammen, nachdem die Parlamente der sechs Mitgliedsstaaten den Vertrag ratifiziert hatten. Die „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ schuf einen gemeinsamen Markt für 157 Millionen Menschen. In den Montan-Industrien, deren Produktionswert 22 bis 26 Milliarden DM beträgt, sind über 1,8 Millionen Menschen beschäftigt. Die Gesamtproduktion übersteigt bei weitem das Kohle-Stahl-Potential Großbritannien, das als Großproduzent auf diesem Gebiet durch eine bei der Hohen Behörde in Luxemburg akkreditierte Delegation vertreten ist.

Produktion 1952 in 1000 t	Frankreich Saargebiet Frz. Marok.	Bundesrepublik	Belgien	Niederlande	Luxemburg	Italien
Steinkohle	72 064	123 276	30 384	12 528	—	1 090
Eisenerz	41 354	15 408	135	—	7 248	805
Roheisen	12 312	12 876	4 776	539	3 072	1 120
Schrott	6 000	10 600	3 200	800	—	2 900
Rohstahl	13 692	15 804	4 992	685	3 000	3 480

Quelle: UN-Statistik, Jan. 1954, Schrott-Aufkommen erstes Halbjahr im Jahresdurchschnitt.



Die Motte Hoverberg

Da sitzt also Würmchen im Sande, vor ihm brandet das Meer, und die Sonne gleißt auf die grünen Wellen mit ihren weißen Schaumkronen und den gelben, flachgebügelten Strand. Und Würmchen sitzt da und freut sich des Daseins und möchte es immer so gut haben. Aber das Meer steigt, und die Flut naht und droht, ihm seinen Platz am Strand zu verkleinern und gar ganz zu überspülen. Würmchen — nicht, daß Ihr meint, Würmchen sei schwach und hilflos und hilflos, nein, er ist ein kräftiger kleiner Kerl, der mit geschickten Händchen und wachen Augen und fröhlicher Stimme seine Umwelt — und seine Eltern — beherrscht. Und warum sollte man ihn nicht Würmchen nennen, heißt doch so manches sanftmütige Mädlein Trutzlinde und so manches Negerlein Sepp? Würmchen also geht her und sichert sich seinen Platz am Strand und baut sich eine Burg; einen großen Hügel wirft er mit seinem kleinen Spaten auf, indem er einen kreisrunden Graben aussticht und in dessen Mittelpunkt den herausgeholt rieselnden Sand aufhäuft. Der Graben füllt sich schon beim Ausstechen mit dem Grundwasser, und Würmchen pflanzt seine Fahne auf die fertige Burg; und als die Flut herankommt, dringt sie in seinen Graben, umspült die Burg und nagt an ihr — Würmchen aber sitzt sicher dadröben und läßt sich durch die aufspritzende Gischt nicht schrecken. Und da die Flut keine Sturmflut ist, kann er die Ebbe erwarten und dann, wenn das Meer wieder zurückgelaufen ist, stolz mit seinem Schaufelchen zum Spielen mit den anderen Kindern am frisch eingeebneten Strand gehen, er hat dem Ansturm des Weltmeeres widerstanden. — Man soll sich also sagen, welch kluges Kind! — „Va wäm hatt dat dat da?“ wie man in Aachen fragt; wie kommt Würmchen dazu, eine Burg zu bauen?

Nun, eine solche Burg, wie Würmchen sie sich baut, ist genau der Typ der frühgeschichtlichen Burg unserer Heimat, der Motte, des Bollberges oder Turmhügels, den wir auf dem Gelände unseres neuen Schachtes V vorfinden. Die Burg ist wohl so alt wie der Mensch selbst, und wir können ihre verschiedenen Arten von den ältesten Zeiten her verfolgen. — Burg ist ein solch altes germanisches Wort — es ist gleich mit Berg, das zusammenhängt mit bergen —, daß es ins Griechische als pergamos und ins Lateinische als burgus entlehnt worden ist. Burg bedeutet demnach eine Wohn- und Zufluchtsstätte, entweder für eine einzelne Familie oder für eine Sippe — im Gegensatz zu dem Typus der Burg, der uns heute am meisten ins Auge fällt: die Raubritterburg, das Schloß als Verwaltungssitz, die Kaiserpfalz.

In Alteuropa geschahen in den 3000 Jahren von der Steinzeit bis zur Römerzeit um Christi Geburt keine Völkerverschiebungen; die germanischen und keltischen Stämme hatten genügend Land zur Verfügung (man hat ausrechnen können, daß vor 5000 Jahren ein paar hundert Sippen in ganz Frankreich lebten). Die Stämme hatten eine freiheitliche Verfassung, in welcher der Volksthing die Geschicke leitete und der Herzog der Erste unter den Freien war — man findet in unserer Heimat bis zu den Zeiten Heinrichs I. keine Herrenburgen, sondern nur Fluchtburgen. Ein alter Typus der Fluchtburgen sind die Ringwälle oder Wallburgen, die von der jüngeren Steinzeit bis etwa 100 v. Chr., bevor die Römer ins Land kamen, angelegt wurden. Sie liegen an zur Verteidigung besonders geeigneten Geländepunkten — meist an den Rändern der damaligen Siedlungsgebiete zum unbewohnten Walde hin —, als eine Befestigung aus Wall und Graben. Man findet noch die Überreste einiger Dutzend

solcher mit Erde beworfenen Palisadenwälle besonders im Bergischen Land. Sie dienten dem gesamten Stamm als Schutz gegen räuberische Überfälle. Diesen Wallburgen aber fehlen die Beziehungen zur Jetztzeit — wir wissen nur wenig über diejenigen, die sie gebaut haben; ihre Spuren sind fast völlig verweht.

Wir aber wollen von unserer Motte erzählen, die so ähnlich Würmchens Strandburg ist. Beim Gang durch den Wald fällt dem Unbefangenen zunächst nichts auf als ein etwa 10 m hoher Hügel mit 20 m Durchmesser, den man nur nach Durchwaten eines sumpfigen Streifens besteigen kann. Uralte Bäume stehen darauf und lassen zunächst den Gedanken an Menschenwerk nicht aufkommen. Auf der Hügelspitze hat man in jüngster Zeit etwas gebuddelt, man sieht Löcher und verschiedenfarbigen Dreck — aber erst, als der Archäologe hinzutritt, wird das alles lebendig, und es wächst aus seinen Worten der in der sumpfigen Niederung stehende Hügel, rundum mit einem Graben, und auf ihm das Blockhaus des Burgherrn, daneben ein Backhaus, zwei Vorratshütten und ein Brunnen. Dann sieht man auch klar, was der verschiedenfarbige Dreck in seinen scharfen Abgrenzungen bedeutet: Hier haben die Eckpfosten gestanden, dort sind die Reste des vermoderten Fußbodens; man erkennt, daß das Haus in der sogenannten nordischen Stabbaupweise (ein Blockhaus also aus nur senkrechten Bohlen und Brettern, wie die berühmte Holzkirche in Hahnenklee im Oberharz oder die 940 erbaute Holzkirche Heithaben/Südschweden) errichtet war. Nut und Feder der Bauelemente sind handwerklich geschickt ineinandergefügt, und wenn die Burg uns heute als eine doch reichlich kleine Hütte vorkommen mag, so muß man doch zugeben, daß die Erbauer in Notzeiten recht gut untergebracht waren. Man steht dort droben und stellt sich vor, wie die anstürmenden Feinde zurückgehalten und zurückgeschlagen wurden, eine Handvoll Leute nur hüben und drüben, eine Zahl, der wir in unserem Zeitalter, in dem nur nach Millionen gerechnet wird, gar keine Bedeutung beimessen würden; und dabei sind diese Handvoll Leute, der damals anstürmende Feind, in der Geschichte Europas ein bedeutungsvoller, ja bestimmender Faktor gewesen. Mit Keulen, Schwertern, Speeren sowie Pfeil und Bogen stürmten die Normannen an, man sah ins Weiße des Auges des Feindes, und persönliche Tapferkeit entschied noch den Ausgang des Treffens.

Der Burgherr konnte auch einer Belagerung widerstehen, hatte er doch in seinem Turmhügel einen Brunnen stehen.

Als der Leiter der Ausgrabungen auf der unter dem Namen Hoverberg bekannten Motte während der Untersuchung durch Schürfproben auf einen horizontalen Kreis aus 1 mm starken dunkleren Material mit 1,60 m Durchmesser im helleren Boden des Hügels stieß, war er so glücklich wie nur ein Mensch sein kann, der in seinem Beruf Erfolg hat: einen Brunnen nämlich hatte man bislang noch nicht auf den bekannten Motten gefunden (und dabei kann man allein in Irland etwa 30 000 solcher Burghügel nachweisen). Nun, ein normaler Mensch hätte, wie gesagt, in dem bißchen Kreis keinen Brunnen vermutet; aber als man um diesen Kreis herum schön bergmännisch einen viereckigen Schacht in Bolzenschrotzimmerung niederbrachte, wurde von Meter zu Meter die Umrißlinie dicker, bald erkannte man den Stoff des Kreises als vermorschtes Holz, und unter dem Grundwasserspiegel war die Umkleidung des alten Brunnens erhalten und die

Frage nach seiner Bauweise geklärt: schwere, im Fünfeck angeordnete Eichenbalken bis zum Grundwasserspiegel, auf der Sohle in einem Kiesfilter ein 2 m langer ausgehöhlter Eichenstamm.

*

„Toll“, sagt Würmchen, „das Beil sieht aus wie eins von heute — und das hier sind Kirschkerne? Und 1000 Jahre ist das alt?“ Und ein ehrfürchtiger Schauer durchrinnt ihn. „Gewiß“, muß man ihm sagen, „ist das geschichtlicher Boden hier, auf dem unser neuer Schacht entsteht, und die Amerikaner oder Australier gäben vielleicht Millionen darum, fänden sie in ihrem Lande solche Denkmäler — und gewiß sind 1000 Jahre eine lange Zeit; aber für ein Volk ist das sehr wenig. Vor 1000 Jahren, als diese Fliehburg entstand, lebte man hier noch fast unter den gleichen materiellen Umständen wie 1000 Jahre zuvor, und zu dieser Zeit waren die großen Völker und Kulturen des Altertums, auf deren Grundlagen wir heute leben, denken und fühlen, die Sumerer, Babylonier, Ägypter, Hethiter, Phönizier, Griechen und Römer schon Jahrhunderte und Jahrtausende verweht — vergangen — verkommen. Von ihnen zeugen großartige Steinbauten, Paläste, Städte, Pyramiden, Obelisken, Plastiken, Inschriften, Geschichtsbücher, Religionen und alles das — während erst, als diese Motte errichtet wurde, unser Volk aus dem Dunkel der Geschichtslosigkeit und dem Zwielicht der Frühgeschichte auftauchte und begann, das Deutsche Volk zu werden.“

*

Unsere Motte Hoverberg ist unter geschickter Ausnutzung des Geländes angelegt. Eine Landzunge in das

Niederungsgebiet des Schaagbaches hat man durchstochen und damit den Hügel aufgeworfen und den Graben so gleichmäßig nivelliert, daß das mit einem Damm gestaute Wasser des Schaagbaches sich nach beiden Seiten verteilt. Man erkennt auch daneben die Umwallung der viereckigen Vorbürg südlich davon, auf dem die in den friedlichen Zeiten benutzten Hofgebäude gestanden haben mögen. Wahrscheinlich aber sind sie dort nicht mehr fertiggestellt worden, während sich etwa 100 m weiter südlich der Ossenbrucher Hof entwickelt hatte, der noch im vorigen Jahrhundert bestand. Seine Grundmauern und Umfriedungsgraben aber sind infolge der Planierungsarbeiten in unserem Schachtgelände nunmehr verschwunden. — Die Skizze zeigt die Aufnahme der vorgefundenen Anlage, von welcher die Motte selber erhalten und wenigstens zum Teil rekonstruiert werden soll. Das Haus selber hat eine Grundfläche von 6×5 m Seitenlänge.

Wie im einzelnen eine solche Anlage ausgesehen hat, ist aus der Rekonstruktion einer Motte nach Ausgrabungen bei Frimmersdorf — auch im Zusammenhang mit dem Bergbau, und zwar dort im Abraum eines Braunkohlentagebaues — ersichtlich (siehe Abbildung).

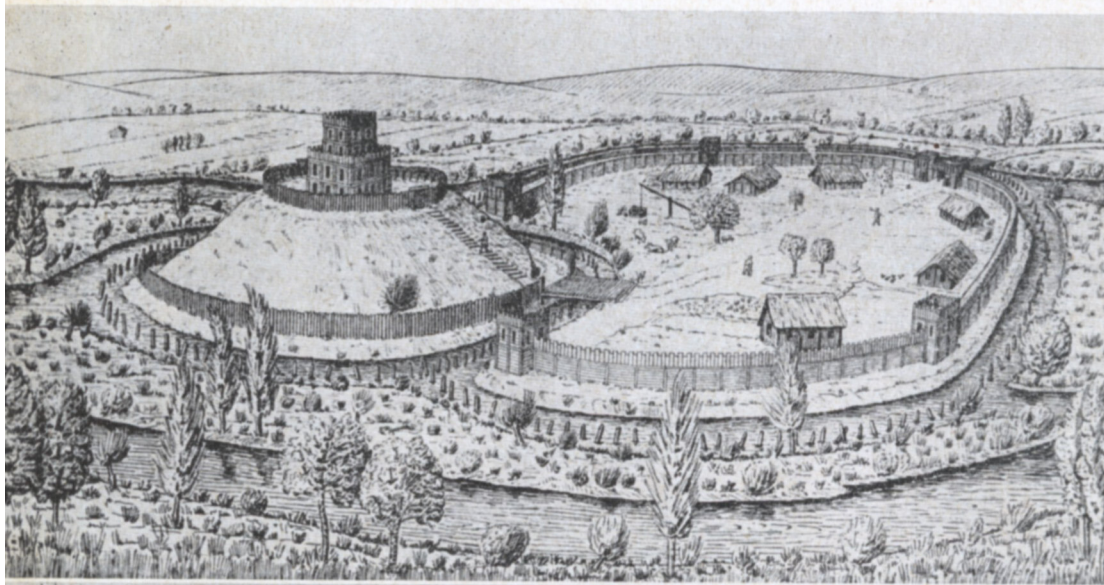
Der Name Motte ist französisch und bedeutet Erdhügel, besser würde man ihn wohl Turmhügel übertragen. In der Anlage kann man den römischen Burgus am Limes, die Grenzbefestigung gegen die germanischen Stämme östlich von Rhein und Main, als Vorbild ansehen. Es ist aber noch nicht erwiesen, ob die Turmhügel zum Teil wie an diesem Limes wachstumartig in Verbindung standen. Aber es berührt doch eigenartig, daß die Linie des Westwalls von 1938 mit einer Verbindungslinie der Motten in der Heinsberg/Wassenberger Gegend in Übereinstimmung

gebracht werden kann. Weitere erhaltene Turmhügel sind z. B. der Alteberg in Dahlheim-Rödgen neben dem Haus Raki und die Motte an der Tüschbroicher Mühle.

Die Motten sind der Vorläufer unserer rheinischen Wasserburgen wie beispielsweise Burg Elsum. Daß ihre Bauten aus Holz gefügt sind, erklärt sich neben der Vorliebe der Germanen für das Holz aus der Tatsache, daß reine Holzbauten und Holzpalisaden mit Flechtwerk gegenüber der damaligen Waffentechnik wegen ihrer Elastizität vorteilhafter als Steinwälle waren. Interessant ist, daß die Motten wie die Ringwälle rund sind — auch die früheren Wasserburgen, die sich vom 11. Jahrhundert aus den Turmhügeln entwickelten, sind rund. Das bedeutet wohl, daß man damals mit Frontalangriffen von allen Seiten rechnete. Erst im 14. Jahrhundert, wahrscheinlich durch die Kreuzzugserfah-

Bild oben: Rekonstruktion einer Motte nach Ausgrabungen des Rhein. Landesmuseums Bonn bei Frimmersdorf, Kreis Grevenbroich

Bild unten: Schacht V



Verkehrsunfälle 1953

Die Verkehrsunfälle im Jahre 1953 sind nach der amtlichen Statistik gegenüber 1952 um rund 19% gestiegen. Insgesamt wurden 446 000 Verkehrsunfälle registriert, bei denen 300 000 Menschen verletzt und rd. 11 000 entweder direkt getötet wurden oder binnen eines Monats an den Folgen ihrer Verletzungen starben. Das heißt, daß auf je 1000 Unfälle rund 669 Verletzte und 25 Tote gezählt wurden. Diese Bilanz ist erschütternd.

Wer trägt die Schuld?

Wenn man der Schuldfrage nachgeht, dann ergibt sich, daß bei 75% aller Verkehrsunfälle Kraftfahrzeuge eine Rolle spielten. Die Unfallhäufigkeit ist bei den einzelnen Kraftfahrzeugtypen — Lastwagen, Personenwagen, Krafträder und Roller — fast im gleichen Verhältnis angestiegen wie diese in vermehrtem Maße zugelassen worden sind. 30% aller Verkehrsunfälle entfielen auf Personenkraftwagen, 19,7% auf Krafträder und Motorroller (1952 = 16,3%), während bei den Lastkraftwagen und Besatzungsfahrzeugen ein leichter Rückgang zu verzeichnen ist.

Verkehrsdichte und Straßennetz

Die Frage, ob die größer gewordene Verkehrsdichte zwangsläufig zu einer Zunahme der Verkehrsunfälle führen mußte, kann nicht vorbehaltlos bejaht werden. In 1953 hat sich der Kraftfahrzeugbestand insgesamt um 17% erhöht, die Unfälle sind aber mit 19% Zunahme schneller angewachsen.

Die Tatsache, daß die wachsende Verkehrsdichte nicht allein an den Unfällen schuld ist, wird durch einen Vergleich aus den Jahren 1936—1938 erhärtet. Damals sind die Straßenumfälle kaum angestiegen, obwohl die Zunahme der zugelassenen Kraftfahrzeuge 34% betrug. Sicher ist, daß durch den Bau der Autobahnen der Straßenverkehr in den Jahren 1936—1938 wesentlich aufgelockert werden konnte; im übrigen hat die intensiv betriebene Verkehrserziehung viel zu einer Hebung der Disziplin im Straßenverkehr und damit zur Unfallverhütung beigetragen.

Seit 1938 haben aber unsere Kraftfahrzeugbestände um rund 140% zugenommen, während das Straßennetz seinem Umfange nach fast gleichgeblieben, im Zustand aber schlechter geworden ist. Es liegt also der Schluß nahe, daß die erhöhte Belastung des Straßennetzes eine der Hauptursachen für das rapide Ansteigen unserer Verkehrsunfälle ist.

Ein neues Meldeverfahren

Um die Ursachen der Verkehrsunfälle besser erforschen zu können, hat das Statistische Bundesamt ein neues Unfallmeldeverfahren ausgearbeitet. Danach ist es jetzt möglich, vor allem die Art der Unfälle rasch und einwandfrei festzustellen. Folgt man dieser Statistik, dann war im Jahre 1953 in 94% aller Verkehrsunfälle ein Kraftfahrzeug beteiligt; in 43% handelte es sich um Zusammenstöße einander begegnender Fahrzeuge, in mehr als 30% fuhr ein Fahrzeug auf ein anderes auf, und zwar entweder auf ein anderes fahrendes (9,3%), ein vorübergehend haltendes (9%), ein parkendes (5%) oder auf ein sonstiges

Hindernis (7,3%). In 11,6% aller Unfälle wurden Fußgänger von Kraftfahrzeugen angefahren.

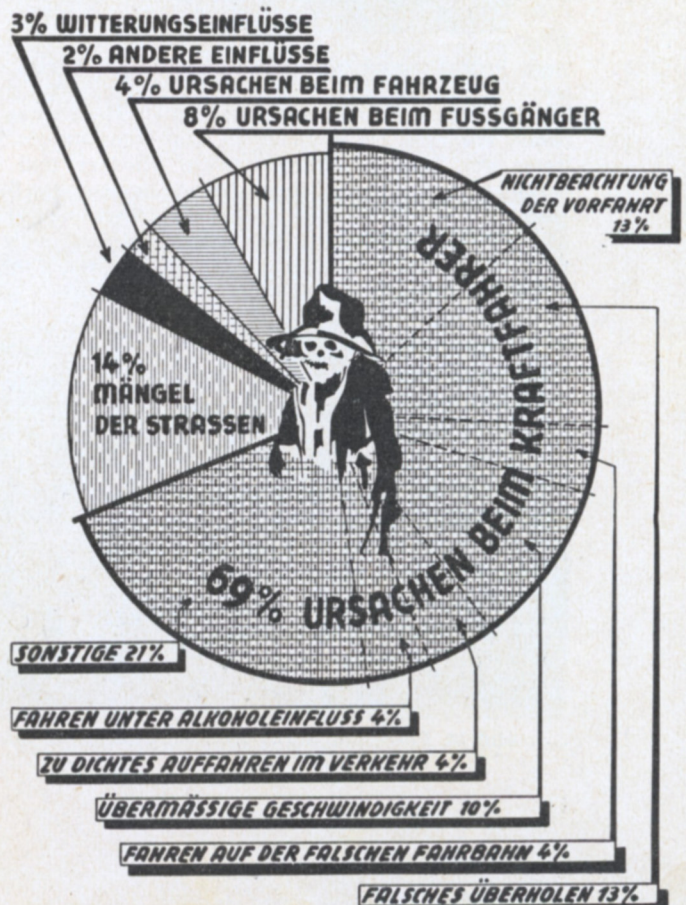
Das Statistische Bundesamt beschäftigt sich auch mit der Schuldfrage. Nach der Statistik lag in 1953 bei 69% aller Verkehrsunfälle die Schuld beim Lenker eines Fahrzeuges, und zwar in je 13% durch Nichtbeachten der Vorfahrt, falsches Überholen oder falsches Vorbeifahren. Bei 10% war zu schnelles Fahren bei ungünstiger Witterung, zu großer Verkehrsdichte oder mangelhafter Straßenbeschaffenheit die Ursache eines Unfalles. Je 4% entfielen auf Fahren auf der falschen Fahrbahn und auf zu dichtes Auffahren im Verkehr. Falsches Zurückfahren und Ein- und Ausfahren aus der Garage führten zu 3% Verkehrsunfälle. Die polizeiliche Verkehrsregelung wurde in 1,3% Unfälle nicht beachtet; die Unterlassung von selbst zu gebenden Zeichen (z. B. Richtungsänderungen) führten in 1,8% zu Schäden, während 1,2% Unfälle auf die Nichtbeachtung von Zeichen anderer Fahrzeuge zurückzuführen sind. In 1,7% haben Fahrzeuglenker beim Ausweichen oder Überholtwerden nicht Platz gemacht. — Der Anteil von Trunkenheit am Steuer ist von 3,8 in 1952 auf 3,6% in 1953 gefallen.

4% aller Unfälle entfielen 1953 auf Mängel an den Fahrzeugen, vor allem an den Bremsvorrichtungen. In 8% trugen Fußgänger die Schuld, weil sie beim Überschreiten der Fahrbahn die erforderliche Sorgfalt außer acht ließen. Hierbei handelte es sich aber vornehmlich um Jugendliche unter 14 Jahren. Weitere Ursachen waren veraltete Straßenanlagen und Nässe und Glätte der Fahrbahnen.

Verkehrserziehung tut not

Auffällig ist, daß nur 4% aller Verkehrsunfälle auf technische Mängel an Kraftfahrzeugen zurückzuführen sind. Dagegen spricht die Statistik von einem menschlichen

DIE URSACHEN DER VERKEHRUNFÄLLE IM JAHRE 1953



Fortsetzung von Seite 12

rungen, kam die flankierende Verteidigungstechnik auf, die in den Vieleckburgen und Schloßtürmen ihren Ausdruck finden. *

Was aber das für Leute waren, die diese Turmhügel in unserer Heimat errichteten, das wird in der nächsten Zeitung berichtet.

Versagen im Verkehr in 77% aller Unfälle. Wenn diese Zahlen auch durch einwandfreie Untersuchungsergebnisse belegt sind, so kann doch nicht von der Hand gewiesen werden, daß unser unmodernes und unzureichendes Straßennetz mit seinen zu engen Querschnitten und vielfachen Unübersichtlichkeiten einen gewissen Anteil an den Verkehrsunfällen hat, denn durch diese Mängel wurde die menschliche Unzulänglichkeit stark beeinflußt.

Was uns am meisten not tut, das ist die Erziehung des deutschen Menschen — des Kraftfahrers und des Fußgängers — zu einwandfreiem Verhalten im Verkehr. Denn unsere Straßen können nicht von heute auf morgen den Erfordernissen angepaßt werden. Erst wenn wir so weit sind, daß sich jeder im Verkehr gegenüber dem anderen rücksichtsvoll und anständig verhält, erst dann werden die Unfallkurven wesentlich absinken dt

Unsere Werkskapelle in der Eifel und an der Ahr

Am 10. Juli startete unsere Werkskapelle zu einer Fahrt in die Eifel und an die Ahr. Der Anlaß dazu war das 50. Stiftungsfest des Musikvereins der Eifelgemeinde Pronsfeld im Kreise Prüm, über das unsere Werkskapelle die Patenschaft übernommen hatte, und ein Kurkonzert in Bad Neuenahr:



Begrüßung unserer Werkskapelle in Prüm . . .

Die Kreisstadt Prüm wurde am späten Nachmittag erreicht. Während der eingelegten Rast begrüßte ein Vertreter der Stadtverwaltung unsere Musiker und ihre Frauen und gab einen kurzen Überblick über die Stadtgeschichte von Prüm, dem sich eine Besichtigung der Basilika anschloß. Danach erfreute die Werkskapelle die zahlreich gekommenen Prümer Bürger mit einigen Märschen.



. . . und in Pronsfeld durch Amtsbürgermeister Schmitz

Als unsere Musiker in Pronsfeld eintrafen, wurden sie von Amtsbürgermeister Schmitz überaus herzlich begrüßt. Dann spielte die dortige Kapelle zu Ehren der Gäste aus Hückelhoven das Steigerlied, das für diesen Anlaß besonders eingeübt worden war.

Ein großer Fackelzug leitete das Stiftungsfest ein. Danach fand in einem Zelt in Anwesenheit von mehr als 1500 Personen ein Festkonzert statt, das ausschließlich von unserer Werkskapelle bestritten wurde. Die „Trierische Landeszeitung“ urteilte darüber wie folgt: „Das Konzert wurde zu einem Erlebnis, da sich die Werkskapelle der Gewerkschaft Sophia-Jacoba als Klangkörper vorstellte, der auf einem hohen Niveau steht. Kapellmeister Huppertz dirigierte 32 Musiker, die meisterhaft ihre Instrumente beherrschen. Klassische Musik wurde ebenso eindrucksvoll wiedergegeben wie Märsche oder Operettenmusik. Für die zahlreichen Musiker aus dem Kreisgebiet, die begeistert dem Programm folgten, war dieses Konzert eine wertvolle Anregung.“ — U. a. wurden folgende Werke zu Gehör gebracht: Meyerbeer: Krönungsmarsch; Offenbach: Ouvertüre zu Orpheus in der Unterwelt; Schubert: Ballettmusik aus Rosamunde; Rhode: Dornröschens Brautfahrt; Ziehrer: Wiener Bürger; Huppertz: Marschpotpourri über Bergmannslieder. — Zum Dank für ihre Mitwirkung überreichte Amtsbürgermeister Schmitz in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Musikvereins Pronsfeld unserer Werkskapelle eine wertvolle Plakette. Arbeitsdirektor Pöttgens überbrachte die Glückwünsche des Grubenvorstandes zum Stiftungsfest, dankte für den herzlichen Empfang unserer Musiker und überreichte ein namhaftes Patengeschenk der Gewerkschaft Sophia-Jacoba.

Der Grubenvorstand habe — so führte Direktor Pöttgens in seiner Ansprache aus — gerne seine Zustimmung zur Übernahme der Patenschaft durch die Werkskapelle für dieses Fest gegeben. Denn aus Pronsfeld und Umgebung gehörten mehrere junge Bergleute zur Belegschaft der Gewerkschaft Sophia-Jacoba, die sich durch Fleiß und Anstand auszeichneten. Außerdem müßte der Pronsfelder Musikverein gefördert werden, weil er auf vorgeschobenem Posten eine besondere Aufgabe zu erfüllen habe, um die kulturellen Belange in der Eifel zu fördern.

Die Gewerkschaft Sophia-Jacoba beschäftige zur Zeit über 5000 Leute. Davon seien gut die Hälfte in werkeigenen Wohnungen untergebracht. Das Werk könne jedem Neubergmann, der ein halbes Jahr lang seine Pflicht erfüllt und sich einwandfrei betragen habe, eine Wohnung geben. Für ledige Belegschaftsmitglieder ständen gut eingerichtete Wohnheime zur Verfügung. — Zum Schlusse seiner Ausführungen wies Direktor Pöttgens darauf hin, daß die Mitglieder der Werkskapelle fast ausschließlich aktive Belegschaftsmitglieder sind, also keine Berufsmusiker, sondern Bergleute, die aus Liebe zur Sache nach Feierabend musizieren. Kapellmeister Huppertz z. B. habe 33 Jahre lang als Bergmann unter Tage gearbeitet.

Der Festsonntag begann um 6 Uhr mit dem Wecken durch die Pronsfelder Kapelle. Nach der Teilnahme am Gottes-



Im Pavillon vor dem Kurhaus in Bad Neuenahr

dienst bestritt unsere Werkskapelle ein Platzkonzert, das von vielen Musikfreunden besucht war. Im Festzug, an dem sich neben der Pronsfelder Bürgerschaft 25 Vereine beteiligten, marschierte unsere Kapelle an der Spitze, schwenkte beim Festzelt aus und ließ den Zug an sich vorüberziehen.

Am Sonntagabend versammelten sich die Hückelhovener vollzählig im Saale Zwicker. Und schon bald entwickelte sich bei den Darbietungen der Werkskapelle eine prächt-

tige Stimmung, die mit allgemeiner Verbrüderung endete. Es war schon spät in der Nacht, als die Quartiere aufgesucht wurden.

Am Montagvormittag hieß es Abschied nehmen. Man hatte sich aber inzwischen so gut verstehen gelernt, daß dafür geraume Zeit gebraucht wurde.

In Bad Neuenahr

Im Sommer 1953 konzertierte unsere Werkskapelle schon einmal in Bad Neuenahr. Der damalige Erfolg veranlaßte die Kurverwaltung, unsere Kapelle auch in diesem Jahre zur Bestreitung eines Montagkonzertes einzuladen.

Das Konzert fand am 12. Juli statt. Von 16—17 Uhr spielte die Werkskapelle im Pavillon vor dem Kurhaus, von 17.30—18.45 Uhr im Pavillon des Kurgartens und von 20.30—22 Uhr wieder im Pavillon vor dem Kurhaus. Mit geringen Änderungen wurde das gleiche Programm wie beim Festkonzert in Pronsfeld dargeboten. Die Besucher folgten den Darbietungen mit größtem Interesse und belohnten Musiker und Dirigent mit herzlichem Beifall.

Leider entsprach die Witterung nicht den Erwartungen, so daß in diesem Jahre weniger Zuhörer als 1953 anwesend waren. Trotzdem darf unsere Kapelle auch dieses Konzert als einen vollen Erfolg buchen, und Kapellmeister Huppertz und seine Musiker dürfen mit ihrer Fahrt in die Eifel und an die Ahr zufrieden sein.

Unsere Erholungsurlauber waren zufrieden

EIN BRIEF AUS WEILBURG AN DEN GRUBENVORSTAND

Weilburg, 22. 7. 54

Nachdem wir inzwischen 8 Tage unserer Erholungsurlaubszeit im schönen Luftkurort Weilburg a. d. Lahn verbracht haben, möchten wir nicht versäumen, Ihnen unseren herzlichen Dank für die Ermöglichung einer so schönen Urlaubsgestaltung auszusprechen.

Wir haben allgemein festgestellt, daß die Verantwortlichen eine sehr gute Auswahl in bezug auf Unterkunft und Verpflegung getroffen haben. Um Ihnen einen kurzen Überblick über unsere Verpflegung, die äußerst gut ist, zu geben, führen wir nachstehend die Tagesmahlzeiten auf. Morgens gibt es Bohnenkaffee, Milch und Zucker in genügender Menge, dazu frische Brötchen mit 30 g Butter und Marmelade, außerdem abwechselnd je Person ein Ei oder eine Scheibe Käse bzw. ein paar Scheiben



Rast vor dem Marktbrunnen in Weilburg



Weilburg an der Lahn



Auf einer Waldwanderung im Weserbergland

Sang auf Weilburg

*Heut' will ich ein Liedchen singen
Von der Lahn und von dem Wein,
Hell laß ich die Kehle klingen
Könnt ich immer bei dir sein.*

*Weilburg ist ein schönes Städtchen,
Eingebaut auf Felsgestein,
Seine Schlösser, Wälder, Berge,
Laden dich zum Rasten ein.*

*Auch so kamen wir gezogen
Aus dem fernen Selfkantland,
Und wir können es nur loben,
Knüpften an ein Freundschaftsband.*

*Freuen wollen wir uns herzlich
In Natur und auch beim Wein,
Meint die Liebe es auch ehrlich
Soll sie immer bei uns sein.*

*Und so leeren wir den Becher
Tief bis auf den Grund,
Drum stoßt an ihr wack'ren Zecher,
Und trinkt euch am Wein gesund.*

Kurt Römer

gute Wurst. Das Mittagessen besteht aus Suppe, reichlich Fleisch, wohlschmeckendem Gemüse und Kartoffeln mit Soße. Jeder kann gut satt werden. Als Nachtisch bekommen wir Pudding. Um 15 Uhr gibt es eine Tasse Bohnenkaffee mit einem Teilchen oder einem gut geschmierten Brötchen. Als Abendbrot erhalten wir abwechselnd warmes und kaltes Essen, beides reichlich und gut.

Nachdem Sie mit dem Vorerwähnten einen Überblick über unsere Verpflegung bekommen haben, möchten wir zur Lage unseres Aufenthaltsortes kurz berichten, daß es einfach herrlich hier im Lahn- und Weiltal ist. Der Wettergott war uns in diesen 8 Tagen auch gut gesinnt, da wir fast immer schönes Wetter hatten. Gestern wurden beispielsweise über 25 Grad Celsius gemessen.

Mit den herzlichsten Urlaubsgrüßen
(folgen 25 Unterschriften)

Neben diesem Brief haben uns noch verschiedene Karten- grüße erreicht. Ubereinstimmend wird von der Schönheit des Lahntales gesprochen und der Freude, fernab vom lauten Industriebetrieb den Urlaub verbringen zu können.

Aber auch unsere Urlauber, die das Weserbergland als Erholungsziel ausgewählt hatten, schrieben uns begeistert von der Schönheit des Landes und ihrer guten Unterkunft. — Wir können uns auf diese knappe Mitteilung

beschränken, weil wir schon im vorigen Jahre eingehend über Vekkerhagen und das dortige Urlaubsleben berichtet haben.

In den Sommermonaten waren außerdem sechzig Berglehrlinge auf Urlaubsfahrt. Für sie war der kleine Luftkurort Herchen an der Sieg ausgewählt worden. Unter der Betreuung von Betriebs- sportwart Kleisa und Schulleiter Heggen verlebten sie dort in je drei Gruppen vier- zehn herrliche Tage

und kamen braungebrannt und um einige Pfund schwerer wieder nach Hückelhoven zurück.

Die Urlaubsfahrten sind nun abgeschlossen. Mehrere hundert Arbeitskameraden und eine beachtliche Zahl Ehe- frauen und Kinder von Arbeitskameraden haben daran teilgenommen. Sie konnten dank der Unterstützung unse- res Unternehmens vierzehn sorgenfreie Tage erleben und an Leib und Seele gestärkt in die Heimat und in ihr Arbeitsleben zurückkehren. dt.



Luftkurort Herchen/Sieg

Ein Handelsmann aus Niederland,
Hoch oben auf der Loreley,
Denkt sehnsuchtsvoll und liebentbrannt,
Nur an Sophia I, II, III.

siehe Postkarte →



Eltern besuchen ihre Jungen und lernen Sophia-Jacoba kennen

Es war ein guter Gedanke, die Eltern unserer Berglehrlinge aus dem Raume Fulda zu einem gemeinsamen Besuch nach Hückelhoven einzuladen. Die Eltern sollten selbst einmal sehen, wie ihre Jungen bei uns untergebracht sind, wie sie betreut werden und welche Ausbildung sie durchlaufen müssen, um ein tüchtiger Bergmann zu werden.

Dreiundvierzig Väter und Mütter trafen am 9. Juli mittags in Wegberg ein, wo sie als Gäste von Sophia-Jacoba in der Jugendherberge untergebracht wurden. Nachdem die Eltern gegessen und ein wenig geruht hatten, fuhren sie nach Hückelhoven weiter, um unter Führung von Ausbildungsleiter Dipl.-Ing. Romeiser einen Rundgang durch den Tagesbetrieb der Schachanlage 1/3 zu machen.

Besichtigt wurden u. a. die Schachthalle, die Maschinenzentrale, die Fördermaschine I, der Holzplatz und die Lehrwerkstatt. Die Eltern zeigten für die ihnen fremde Welt des Bergbaus großes Interesse und stellten zahlreiche Fragen.

Das Kennenlernen des Berglehrlingsheims in Millich war ihnen aber ebenso wichtig. Denn dort wohnen ihre Jungen und verbringen ihre Freizeit, während sie ihre bergmännische Lehre durchlaufen. Das Berglehrlingsheim muß ihnen also für drei lange Jahre das Elternhaus ersetzen. — Aber da war unter unseren Gästen niemand, der enttäuscht gewesen wäre. Sie zeigten alle ihre Freude über die mustergültige Unterkunft und Betreuung ihrer Jungen.

Am 10. Juli vormittags fand im Lehrlingsheim eine Elternzusammenkunft statt, auf der Arbeitsdirektor Pöttgens die Gäste im Namen des Grubenvorstandes herzlich willkommen hieß. — Der Grubenvorstand freute sich, daß so viele Eltern hierhergekommen seien, um zu sehen, wo ihre Jungen arbeiten und wohnen. Die Eltern könnten nun selbst feststellen, daß von der Gewerkschaft Sophia-Jacoba alles getan werde, um aus ihren Jungen anständige und tüchtige Männer zu machen.

Anschließend hielt Dipl.-Ing. Romeiser einen längeren Vortrag über das Betriebsgeschehen unter und über Tage und über die Lehrlingsausbildung. An Hand einer schematischen Darstellung des Grubenbildes von Sophia-Jacoba konnte er seine Zuhörer mit den Flözverhältnissen, mit Sohlen, Strecken, Abbaubetrieben, Aus- und Vorrichtungen, der Wetterführung, Wasserhaltung usw. vertraut machen.

Danach behandelte er den Ausbildungsgang der Berglehrlinge unter und über Tage. Die Eltern entnahmen

den Ausführungen alles Wesentliche, vor allem die Tatsache, daß der Bergbau lange nicht so gefährlich ist, wie oft behauptet wird. — Eine Anzahl Lichtbilder rundete das Gesprochene ab und vermittelte einen guten Einblick in die Technik des Grubenbetriebes.

Heimleiter Haupt schilderte in seinem Vortrag „Erziehung heißt Lebenshilfe“, den ganzen Weg, den der Berglehrling von seiner Meldung zum Bergbau im Arbeitsamt bis zur Knappenprüfung zurückzulegen hat. Naturgemäß legte er das Hauptgewicht seiner Ausführungen auf die Erziehungsarbeit und Betreuung im Lehrlingsheim. An anschaulichen Beispielen aus seiner Tagesarbeit konnte Heimleiter Haupt den Eltern zeigen, welche Hilfe ihren Jungen geleistet wird, um aus ihnen tüchtige Menschen zu machen.

Als letzter Redner richtete Pfarrer Kreutz aus Schaufenberg zugleich im Namen seines evangelischen Kollegen ein herzliches Wort an die Versammelten. Er stellte die Verantwortung des christlichen Elternhauses in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. — Die Eltern sollten bei ihren Jungen darauf hinwirken, daß sie noch viel öfter ihren Pfarrer aufsuchten, um mit ihm über ihre Sorgen und Nöte zu sprechen und nach dem rechten Weg aus dem Strudel unserer Zeit zu suchen.

Es sei ja nicht die Technik und der Fortschritt, die uns so viele Sorgen bereiteten, sondern die sogenannte Massenpsychose, die die Menschen einfach treiben lasse, weil das am bequemsten für sie sei. Wir Erwachsenen müßten deshalb der Jugend Vorbild sein und das Echte vom Falschen scheiden. Das heiße, daß wir in der Bindung an die Wahrheit und damit an Gott unseren Kindern ein gutes Leben vorleben müßten. Dem Elterntag wünsche er, daß er allen Beteiligten reiche Frucht bringe.

Der Nachmittag war der Elternschaft zur persönlichen Aussprache mit dem Heimleiter vorbehalten. In vertraulich geführten Unterhaltungen konnten viele Fragen geklärt und mancher Mutter und manchem Vater die Gewißheit gegeben werden, daß ihr Junge im Heim in Millich eine zweite Heimat gefunden hat.

Während der Samstagabend Eltern und Jungen beim Besuch des Stadttheaters Rheydt vereinigte, wo sie den „Vogelhändler“ sahen, konnten sie den ganzen Sonntag-nachmittag über in Wegberg zusammen sein. Am Abend erfreuten die Jungen ihre Eltern mit der Ausgestaltung eines kleinen Abschiedsfestes, auf dem Heiteres und Besinnliches zu Worte kam. Bei dieser Gelegenheit richtete im Namen aller anwesenden Eltern Herr Rudolf Schäfer Worte des Dankes an den Grubenvorstand für

die Unterstützung bei der Durchführung dieses Elterntreffens. Die Tage seien deshalb für alle Beteiligten so eindrucksvoll gewesen, weil sie ihnen einen Einblick in die Arbeit ihrer Jungen vermittelt hätten.

Am Montag früh verließen die Fuldaer Eltern Wegberg wieder. Sie schieden in dem Bewußtsein, daß ihre Jungen bei uns gut aufgehoben sind. dt

Die Fuldaer Gäste
vor dem Berglehrlingsheim



Die Spitze

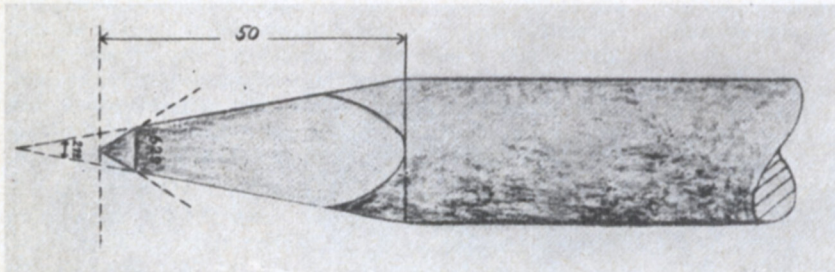


Wir wechseln die Spitze des Pickhammers aus, wenn sie stumpf geworden ist, nehmen sie mit zum Schacht oder holen sie vor der nächsten Schicht in der Gezäheausgabe ab. Daß sie nun wieder in Ordnung ist und ihren Dienst im Pickhammer versieht, betrachten wir als selbstverständlich. Wie wenige wissen aber von dem, was die Pickhammerspitze zu leisten hat und welcher Behandlung sie bedarf?

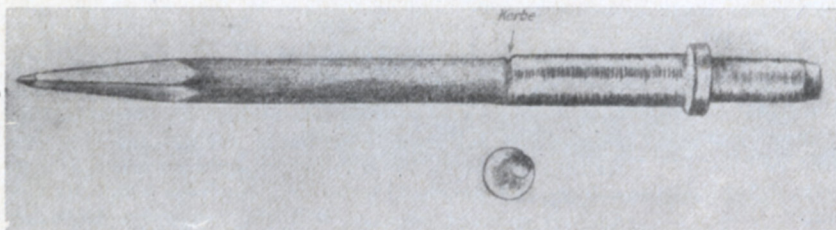
In der Minute macht sie rund 900 Stöße. Arbeitet der Pickhammer in einer Schicht volle sechs Stunden, so macht die Pickhammerspitze $900 \times 60 \times 6 = 324\,000$ Stöße. Das ist eine erstaunliche Leistung! Diese Leistung ist noch erstaunlicher, wenn wir bedenken, daß die Arbeit eines Schlages einem Gewicht von etwa 3,5 kg entspricht, welches ein Meter senkrecht fällt. Auch die härteste Kohle muß dabei zermalmt werden.

Früher hat man die Gezähenummer auf dem Schaft eingeschlagen. Diese Einschläge haben durch Kerbwirkungen manchen Bruch verursacht. Heute werden daher Blechmarken an die zu reparierenden Stücke gehängt. Die Bezeichnungen auf den Bunden sind ungefährlich. Der Schaft des Spitzeisens soll ferner keine scharfen Übergänge oder Drehriefen haben, denn auch diese verursachen Kerbwirkungen und begünstigen die Brüche.

Stumpf gewordene Spitzen rutschen bei der Arbeit leicht ab und gefährden den Hauer. Bei längerem Gebrauch werden stumpfe Spitzen außerdem sehr heiß, so daß auch im Schaft die Erwärmung steigt. Diese kann so weit gehen, daß im vergüteten Werkstoff eine Umwandlung des Gefüges vor sich geht. Alsbald treten Ermüdungserscheinungen auf, die zum Dauerbruch führen. Daher sind Spitzen, bevor sie zu heiß werden, auszuwechseln.



Die Keilform der Spitze. Die Vergrößerung des Spitzenwinkels vorn hat den Zweck, vor schnelles Stumpfwerden oder Brechen zu verhindern.



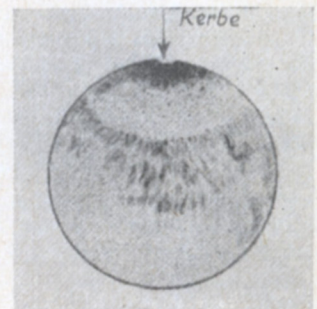
Von der Kerbe gehen meist die Brüche des Spitzeisens aus.

Das ist jedoch nicht unsere Absicht. Vielmehr soll die Spitze wie ein Keil die Kohlenlagen auseinandersprengen. Daher der keilförmige Übergang von der scharfen Spitze zum runden Schaft.

Als der Pickhammer schon längst eine gute Konstruktion erhalten hatte, machte die Herstellung der Spitze noch große Schwierigkeiten. Immer wieder traten Brüche des Schaftes auf. Ungezählte Versuche und eingehende Untersuchungen von Stahlschliffen unter Mikroskopen waren notwendig, bis deutscher Forschergeist einen brauchbaren Stahl für unsere Pickhammerspitze gefunden hatte. Der Bruch von Spitzen gehörte bald nicht mehr zum täglichen Ärger der Hauer, und wenn heute der Schaft bricht, so liegt es selten an der Beschaffenheit des Materials.

Meist sind kleine Einkerbungen, die mit dem Fäustel oder dem Pickel am Schaft hervorgerufen wurden, die Ursache. Denn von diesen oft kaum sichtbaren Beschädigungen geht unter dem ständigen Hämmern fast jede Bruchfläche aus. Die dauernden Schwingungen im Spitzeisen werden an der Kerbstelle unterbrochen und pflanzen sich von dieser verletzten Stelle langsam, aber sicher über den Querschnitt des Schaftes fort. Wenn dann die Bruchfläche fast den halben Querschnitt zerstört hat, hält der Schaft die Kolbenschläge nicht mehr aus und zerbricht. Der Hauer muß sich also sorgsam hüten, etwa die festgeklemmte Spitze mit dem Pickel zu bearbeiten.

Auf der Bruchfläche erkennt man deutlich, wie von der Kerbstelle aus zunächst ring-, dann strahlenförmig der Schaft des Spitzeisens gebrochen wurde.



Geschieht dies frühzeitig, so erholen sie sich, und die hervorgerufene Umwandlung des Gefüges geht zurück. Damit ist die Haltbarkeit des Spitzeisens bedeutend zu verlängern.

Bei jedem Spitzenwechsel ist am Einsteckende die Aufschlagfläche für die Kolben nachzuprüfen. Die Fläche muß vollständig eben sein, darf nicht ballig aussehen oder aufgesplittert sein. Geringe Beschädigungen (siehe Abbildung) können Splitter absondern, die, in den Zylinder gelangt, ein Festfressen des Kolbens herbeiführen können. Immer werden diese Beschädigungen Einfluß auf die Aufschlagfläche des Kolbens nehmen und diese nach und nach zerstören.

Neu eingetroffene Spitzeisen sind auf ihre Maße zu prüfen, die Länge des Einsteckendes soll nicht um ein Millimeter überschritten werden.

Die Behandlung der Spitzeisen in den Werkstätten muß äußerst sorgfältig sein. Nur gewissenhafte Gezäheschmiede sichern dem Bergmann ein ordentliches Werkzeug und die Erhaltung wertvollen Materials. Denn die Spitzeisen bestehen aus einem rundgehärteten Werkzeugstahl und werden in ihrer ganzen Länge vergütet, um die Gefahr des

Dauerbruches möglichst zu vermindern.

Sie besitzen mit Ausnahme der Spitze eine vergütete Randschicht und einen zähen, weichen Kern. Die Vergütung darf nicht zerstört werden, da sonst Brüche hervorgerufen werden, wie bereits weiter oben hervorgehoben wurde.

Um die vergütete Randschicht zu erhalten, sind die Spitzeisen beim Schmieden und Härten nur in ihrem untersten Teil auf die vorgeschriebenen Temperaturen zu erhitzen, und zwar nur auf eine Länge von etwa 30 Millimeter, die gerade zum Ausschmieden bzw. Härten der Spitze erforderlich ist.

Falls die Spitze nachgeschliffen wird, darf dies nur an Naßschleifscheiben von geeigneter Körnung und Härte geschehen. Für das Schmieden, Härten und Anlassen geben die Herstellungsfirmen bestimmte Temperaturen an, die eingehalten werden müssen.

Der Gezäheschmied muß sich nach den Glühfarben richten. Da diese am offenen Schmeldefeuer vom Gezäheschmied nur geschätzt werden können, haben viele Gruben Elektroöfen aufgestellt, in denen die Temperatur genau eingestellt werden kann. Elektroöfen haben aber den Nachteil, daß der Stahl leichter entkohlt und auch Sauerstoff begierig aufnehmen kann. Für die Erhaltung der Stahlqualität ist der Gas-Glühofen und der Koks-Glühofen am besten.

Folgende Glühfarben des Stahles muß der Gezäheschmied beachten:

Im Dunkeln	rotglühend
	dunkelrot
	dunkelkirschrot
	kirschrot
	hellrot
	dunkelorange
	hellorange
	weißglühend

Temperatur in Celsius

500	Grad
700	"
800	"
900	"
1000	"
1100	"
1200	"
1300	"

Schmieden

Die meisten Herstellungsfirmen schreiben für das Nachschmieden der Spitzeisen eine Temperatur von 900 bis 950 Grad Celsius (Glühfarbe: kirschrot bis hellrot) vor. Das zu schmiedende Ende ist in einer Länge von etwa 30 Millimeter

schnell, gleichmäßig und durchgreifend vorzuwärmen und auf eine Schmiedeanfangstemperatur von etwa 950 Grad Celsius zu bringen.

Mit der Erwärmungsdauer nimmt die Grobkornbildung des Stahles bekanntlich zu. Sinkt beim Schmieden die Temperatur unter 900 bis 850 Grad Celsius, so muß von neuem erhitzt werden.

Das Schmieden soll möglichst in einer Hitze geschehen. Nach dem Schmieden läßt man das untere Drittel der Werkzeuge in ruhiger Luft erkalten.

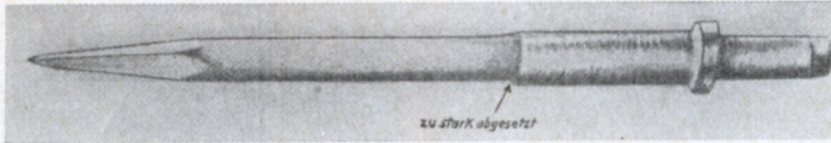
Härten

Beim Härten wird die Spitze der Schneide in einer Länge von 30 Millimeter auf 800 Grad Celsius erhitzt und bei dieser Temperatur in Wasser von 20—25 Grad Celsius abgeschreckt.

Die Spitzen der Spitzeisen werden dann in einem Salz- oder Ölbad auf 200 Grad Celsius (einige Firmen schreiben auch 300 Grad Celsius vor) angelassen, um Härte- spannungen auszugleichen.

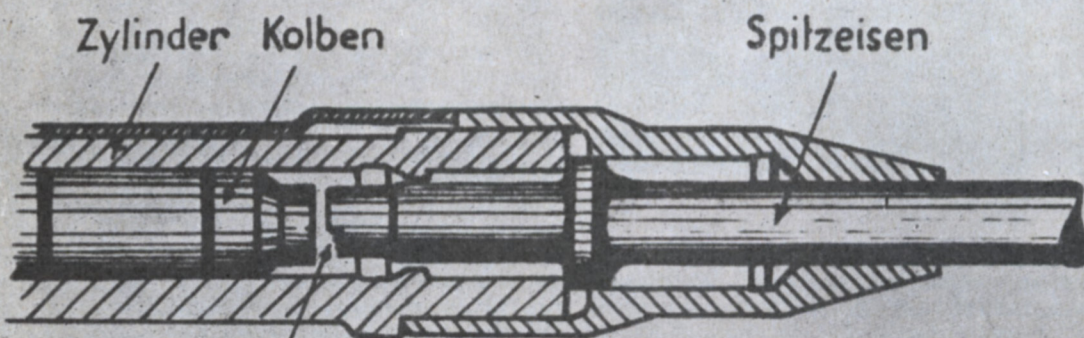
Gezäheschmiede und Hauer sollten stets bedenken, daß für das Spitzeisen mehr noch als für manches andere Werkzeug die Parole gilt: Gutes Werkzeug — halbe Arbeit.

M.



Ebenso bedeuten zu stark abgesetzte Stellen für den Schaft Bruchgefahr

Die beschädigte Aufschlagfläche am Einsteckende muß auch die Kolbenaufschlagfläche zerstören



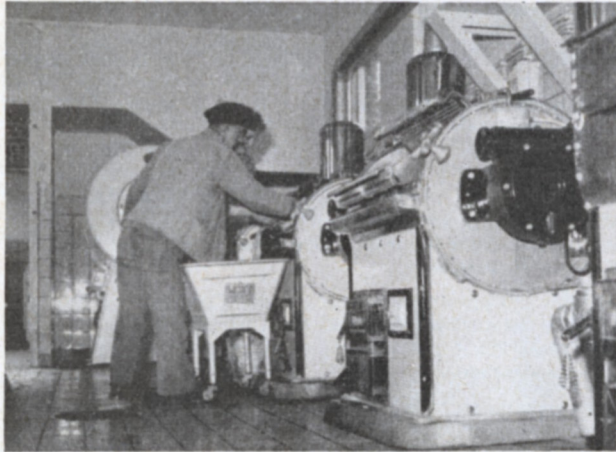
Beschädigte Aufschlagfläche am Einsteckende des Spitzeisens führt zu Beschädigungen des Kolbens.

Waschen - leicht gemacht

In der Hilfarther Siedlung wurde eine Mietwaschküche eingerichtet

Da erzählte mir neulich ein Kumpel aus der Hilfarther Siedlung, der leidige Waschtage habe für seine Frau, für ihn und die Kinder den Schrecken verloren, seit . . . Wenige Tage später — es war früh am Morgen — traf ich in der Pappelstraße in Hilfarth in unserem neuen Waschhaus mehrere Frauen an. Sie waren sauber angezogen, lachten und schwatzten und schienen gar nicht griesgrämig,

Dach über dem Kopf. Aber daß wir keine Waschküchen haben, das hat mir nicht gepaßt. Doch jetzt ist dieser Schaden behoben, wir haben ja die Mietwaschküche." Wieder Frau L.: „Sie können mir glauben, zu Hause hab' ich am Waschtage überhaupt kein Durcheinander mehr. Ich bringe meine Wäsche hierher und in drei Stunden bin ich fix und fertig, vom Einweichen bis zum Mangeln."



Die Wäsche kommt in die Maschine



Einfüllen in die Schleuder

wie das sonst an Waschtagen bei den Frauen zu sein pflegt.

Zunächst hörte ich zu, was da über Kochtopf und Kinder gesprochen wurde, während die Waschmaschinen in gleichmäßigem Rhythmus arbeiteten. Und ich bekam das Gefühl,



Das Kochen ist zu Ende

daß ich an diesem Ort überflüssig sei. Aber ich war ja hergekommen, um mir einiges über die neue Waschküche sagen zu lassen. Dazu bot sich denn auch bald die Gelegenheit.

„Da hat die Zeche etwas Gutes gemacht“, meinte Frau P. „Seit dem 21. Juni können wir hier unseren Waschtage halten.“ — „Und ich“, fügte Frau L. eifrig hinzu, „ich hab's schon am ersten Tag probiert und bin glücklich, daß ich nicht mehr daheim in meiner Küche zu waschen brauche.“ Frau M. führte das Gespräch weiter. „Hm“, sagte sie, „ich wohne gern in der neuen Siedlung. Es ist wie ein eigen

O' die Hausfrauen in der Siedlung die Neuerung begrüßt hätten, wollte ich wissen. — „Ja, natürlich“, antwortete Frau M. und fügte nach: „Sie hätte aber früher da sein müssen. Eine ganze Anzahl Leute haben sich inzwischen Waschmaschinen angeschafft.“

Frau M. meinte darauf, es sei vielleicht auch so, daß die eine oder andere Hausfrau noch abwarten wolle, ob sich die Sache auch bewähre; auch sie sei in den ersten Tagen ein wenig mißtrauisch gewesen. Immerhin — heute vertrete sie die Meinung, daß man seine Wäsche zu Hause nicht so angenehm machen könne, selbst wenn man eine eigene Maschine habe, und wesentlich billiger sei es ja auch nicht.

Frau L. unterrichtete mich nun, wie so ein Waschtage in der Mietwaschküche verläuft.

Man muß sich einige Tage vorher beim Wärter anmelden, sagte sie. Er trägt uns in die Benutzerliste ein und gibt Tag und Stunde an, wann man an der Reihe ist. Weil möglichst drei Partien gleichzeitig waschen sollen und hinterher natürlich wieder andere Frauen an der Reihe sind, soll man seine Zeit einhalten.

Das Waschen selbst verläuft anders als zu Hause. Die Wäsche wird in die Waschmaschine gegeben, die Einweichlauge zugesetzt und auf 40° erhitzt. Nach einer halben Stunde wird dann die Einweichlauge abgelassen und der Buntwäsche, die in einem besonderen Bottich geweicht wird, zugesetzt. — Die Weißwäsche in der Maschine wird gründlich gespült und, nachdem Frischwasser und Waschlauge dazugegeben sind, zum Kochen gebracht.

Die Maschine arbeitet vollautomatisch. In gleichbleibenden Bewegungen wird die Wäsche etwa $\frac{3}{4}$ bis 1 Stunde hin- und hergedreht. Wir Frauen haben dabei überhaupt nichts zu tun. Der Wärter beobachtet die Maschine und reguliert Wasserstand und Hitze.

Nachdem das Kochen zu Ende ist, wird die Lauge abgelassen und die Wäsche nacheinander in Silbrühe einmal fünf Minuten und einmal vier Minuten heiß gespült. Es folgen noch drei Kaltspülungen, die je zwei Minuten

dauern. Nun ist das Spülwasser vollkommen klar geworden.

Danach wird die Wäsche in die Schleuder umgefüllt, Fünf Minuten braucht sie nun noch, bis sie handtrocken geworden ist. „Nebenbei bemerkt“, ergänzt der Wärter, „die Schleuder arbeitet mit etwa 1600 Umdrehungen in der Minute, aber die Wäsche leidet dabei nicht die geringste Not.“

Frau M. beschließt die Belehrung. „Von der Schleuder bringen wir unsere Wäsche auf den Trockenspeicher hier über der Waschküche. Und es dauert in der Regel nur knappe $\frac{3}{4}$ Stunden, bis sie mangelfertig ist. — Das Mangeln ist der einzige Vorgang, wo wir Frauen uns gegenseitig Hilfe leisten müssen. — Und wie gesagt: Das Ganze dauert vom Einweichen bis zum Nachhausegehen etwa drei Stunden, die Wäsche wird blütenweiß und selbst das schmutzige Grubenzeug und die Buntwäsche, die in einer besonderen Maschine gewaschen werden, garantiert einwandfrei sauber.“

„Und was kostet das?“ frage ich zum Schluß der Unterhaltung.

„25 Pfennig das Kilogramm Trockenwäsche“, antwortet Frau M. und Frau P. fügt noch hinzu: „Also drei bis vier Mark eine ganze Wäsche; dafür kann man sich zu Hause die Unrast nicht machen.“

Hinterher höre ich noch vom Wärter, einem Berginvaliden aus Hilfarth, daß das Waschen im Waschhaus völlig



Fertigtrocknen auf dem Trockenboden über der Waschküche

einwandfrei vor sich geht und die Wäsche keinerlei Gewebeschaden erleidet. Selbst die schmutzigste Grubenwäsche werde vollständig sauber, ohne daß sich nachher die geringsten Mängel am Gewebe zeigten. — Die Einrichtung sei ein Segen für die Hausfrauen von Hilfarth. Deshalb habe auch die Zeche die Absicht, noch ein zweites Waschhaus einzurichten. Weil alle Hausfrauen in Hilfarth von dieser schönen Einrichtung profitieren sollten.

dt.

Blick über den Gartenzaun



Arbeiten im Oktober Gemüsegarten

Im Oktober müssen schon die Vorbereitungen für den kommenden Winter getroffen werden.

Zwiebeln müssen luftig und trocken gelegt werden, am besten auf Holzböden oder Horden.

Wurzelgemüse vertragen leichte Fröste und können daher bis zum Ende des Monats draußen bleiben. Sie lassen sich am besten in Mieten lagern.

Das Laub sollte nicht vom einzulagernden Wurzelgemüse abgeschnitten, sondern bis auf einige wenige Herzblätter abgedreht werden, da sonst leicht Fäulnis an der Schnittstelle eintritt. Bei Kohlgemüse werden zur Lagerung nur einzelne Außenblätter entfernt.

Blumenkohl wird vor Eintritt des Frostes mit Wurzeln und Blättern geerntet und in einem frostfreien Raum an den Wurzeln aufgehängt. Auf diese Weise habe ich bis Januar Blumenkohl speichern können.

Außer Schwarzwurzeln können auch Grünkohl und Rosenkohl bis zur Ernte im Garten bleiben, es besteht keine Gefahr, daß diese Früchte erfrieren. Im Gegenteil! Durch Frosteinwirkung wird ihr Geschmack noch verbessert. Bei Spargelkulturen wird das abgestorbene Laub kurz über dem Boden abgeschnitten und verbrannt, damit der gefährliche Rostpilz sich nicht weiter verbreitet.

Obstgarten

Bei der jetzt einzubringenden Ernte des Winterobstes ist größtmögliche Schonung der Früchte besonders wich-

tig, weil nur unbeschädigtes, maden- und krankheitsfreies Obst sich zur Einlagerung lohnt.

Blumengarten

Viele Stauden, zum Beispiel Pfingstrosen, Schwertlilien, Christrosen, Staudenastern, Maiglöckchen und Goldrute können jetzt geteilt werden. Es ist auch schon höchste Zeit geworden, die Pflanzung der Blumenzwiebeln vorzunehmen.

Dahlien und Montbretien werden ausgegraben und eingewintert. Bei Dahlien wartet man am besten, bis der erste Frost das Kraut zerstört hat.

November und Dezember

Gemüsegarten

Sollte die Einlagerung der Wurzelgemüse noch nicht erfolgt sein, so wird es jetzt die höchste Zeit dazu. Die laufenden Kulturarbeiten treten nun mehr und mehr in den Hintergrund.

Abgeerntete Felder werden grobschollig umgegraben, damit der Boden die nötige Feuchtigkeit aufnehmen und gut durchfrieren kann. In zwei- bis dreijährigem Turnus gebe man dem Boden sechs bis acht Zentner Stallung je Ar, auf schwere Böden im Herbst, auf leichte im Frühjahr. Ersatzweise kann auch Torf mit Amsupka verwendet werden, und zwar ein bis zwei Ballen je Ar (leicht mit der Bodenoberfläche vermischen).

Erdbeerbeete werden mit strohigem Stallung abgedeckt.

Obstgarten

Nach beendeter Ernte beginnen die Winterarbeiten im Obstgarten. Leider wird vielfach der Fehler gemacht, die Kronen der Obstbäume zu dicht zu lassen. — Die Bäume brauchen genau wie wir Menschen Licht, Luft und Sonne. Wer diese drei Faktoren beim Schneiden beachtet, erhält gesunde und gut belichtete Bäume. Der Baumschnitt ist nämlich ein Hilfsmittel zur Beschränkung der Fruchtzahl zugunsten der Qualität. — Ich bin gerne bereit, jedem Arbeitskamerad auf Wunsch über Obstbaumschnitte ausführliche Auskunft zu geben.

Gartenmeister P. Bossems

WISST IHR SCHON Kameraden...



... daß am 1. April 1954 in der Bundesrepublik 4 458 876 Kraftfahrzeuge gemeldet waren.

... daß in Nordrhein-Westfalen von Mitte 1953 bis Mitte 1954 die Zahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge um 128 000 auf 1,018 Million gestiegen ist.

... daß nach den Erhebungen des Statistischen Bundesamtes bis zum 31. Dezember 1953 insgesamt 2 153 000 Menschen aus der Sowjetzone in die Bundesrepublik geflüchtet sind. Das sind nur 45 000 weniger, als West-Berlin Einwohner zählt.

... daß im Jahre 1953 weniger Ehen geschlossen und weniger Kinder geboren wurden als 1952. 1953 wurden 435 000 Ehen geschlossen. Das sind 20 000 weniger als 1952. Die 760 000 Kinder, die im Jahre 1953 lebend geboren wurden, entsprechen einer Geburtenziffer von 15,5 auf tausend Einwohner gegenüber 15,7 im Jahre 1952.

... daß für das Jahr 1953 die Bundesrepublik einen Geburtenüberschuß von etwa 221 000 Personen aufweist. Infolge einer Grippeepidemie im Frühjahr 1953 hat sich die Sterblichkeit gegenüber dem Vorjahr geringfügig erhöht. Der Anteil der unehelich geborenen Kinder betrug 1953 8,6 Prozent und ist geringer als 1952.

... daß noch 1 389 596 ehemalige Wehrmachtangehörige vermißt und 112 661 Kriegsgefangene verschollen sind, wie aus einem Tätigkeitsbericht des Generalsekretariats des Deutschen Roten Kreuzes hervorgeht. Im Jahre 1953 konnten 51 028 Vermißtenschicksale aufgeklärt werden. Es wurden 54 800 Heimkehreraussagen über Verschollene aufgenommen; davon konnten 38,2 Prozent den Verschollenen nur als 1945 in Gefangenschaft lebend nachweisen, so daß das spätere Schicksal ungewiß ist. Fünfzehn Prozent der bisher als verschollen Geführten wurden als tot bekundet. Während im August 1953 noch 16 411 Kriegsgefangene aus der Sowjetunion schieben, waren es im April dieses Jahres nach den Heimkehrertransporten nur noch 9764. Das DRK verschickte im vergangenen Jahr insgesamt 68 562 Pakete an Kriegsgefangene in der Sowjetunion und 7075 in die Tschechoslowakei.

... daß nach einer neueren Statistik von den 2,4 Milliarden Menschen, die auf der Erde leben, nur 1,3 Milliarden in festen Häusern wohnen, 700 Millionen hausen in Hütten, während 400 Millionen keine feste Bleibe haben. Nur 1,4 Milliarden Menschen sind „völlig“ angezogen, 700 Millionen tragen bloß einen Lendenschurz, und 300 Millionen laufen auch noch im Zeitalter der Atomkraft nackt herum.

... daß nach einer von einem Münchener Gericht ergangenen Entscheidung in einem Ehescheidungsprozeß der „Freund“ der schuldig geschiedenen Frau, also der Ehebrecher, die Kosten des Verfahrens tragen muß. Bisher war es so, daß auch bei einem Verschulden der Frau der Ehemann die Gerichtskosten bezahlen mußte, wenn diese als der schuldige Teil nicht dazu in der Lage war. — Im Zeitalter der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau könne der Mann nicht auch noch für die Dummheiten oder Niederträchtigkeiten seiner Frau haftbar gemacht werden, stellte das Gericht in seiner Urteilsbegründung fest. Sei die Frau außerstande, die Gerichtskosten zu tragen, dann müsse eben der Urheber des Ehebruchs dafür aufkommen. In der Tat ein sehr beachtliches Urteil!

... daß in Jersey (USA) der erste rollende Bürgersteig der Welt in Betrieb genommen wurde. Er ist nach dem Prinzip eines Förderbandes gebaut worden und besteht aus einem endlosen Band aus Gummigewebe, das auf zahlreichen Stahlwalzen läuft. Der rollende Bürgersteig ist rd. 70 m lang. Mit ihm sollen Reisende, die auf dem Eric-Bahnhof in New York ankommen, der Mühe entoben werden, eine Anhöhe zu erklimmen, die sich unmittelbar vor dem Bahnhof befindet. Das Förderband ist 1,80 m breit und bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 2500 m in der Stunde fort. Es kann stündlich 10 800 Personen befördern und soll, wenn es sich bewährt, um 230 m verlängert werden.

... daß in etwa zehn Jahren der Selbstwählverkehr in der Bundesrepublik so weit ausgebaut ist, daß man von jedem beliebigen Ort jeden Gesprächspartner an einem anderen Ort mit

Fernsprechananschluß im Direktverkehr erreichen kann. Der Ausbau des Selbstwählerfernnetzes innerhalb der nächsten zehn Jahre soll etwa 250 Millionen DM kosten.

... daß nach einer Mitteilung des Bundespostministeriums im Bundesgebiet 3,16 Millionen Fernsprechananschlüsse bestehen; davon sind 1,7 Millionen Hauptanschlüsse und 1,4 Millionen Nebenanschlüsse. Außerdem gibt es 60 000 öffentliche Sprechstellen. — Auf 100 Einwohner entfallen 6,4 Telefonanschlüsse; in der Schweiz sind es 19,1 und in Schweden 23,9.

... daß nach einer Befragung der Leser, was sie in den Zeitungen am meisten interessiere, folgendes Ergebnis zustande kam: Kultur und Unterhaltung 31 v.H., Politik 29, Lokales 28, Sport 18, Anzeigen 15, Wirtschaft 8 und Leitartikel 7 v.H.

... daß über 120 000 deutsche Zivilisten im Dienst des amerikanischen Heeres in Deutschland stehen. Die Deutschen, hauptsächlich Techniker und Mechaniker, sind in Panzerwagendepots, Waffenlagern und Reparaturwerkstätten angestellt. Diese Zahl soll noch erhöht werden. Das Mindestgehalt dieser Deutschen beträgt mehr als 1200 Dollar im Jahr.

... daß die rheinische Braunkohlenindustrie bis 1960 ihre Jahresförderung von 70 auf 100 Millionen Tonnen steigern will. Um dieses Ziel zu erreichen, müsse die Braunkohle bis 300 m Tiefe abgebaut werden. Es sollen Riesenbagger eingesetzt werden, von denen jeder täglich vier Morgen Land beseitigt. Zusammen werden sie täglich 10 000 qm zehn Meter tief ausbaggern. Das bedeutet, daß in etwa drei Jahrzehnten ca. 100 000—120 000 Morgen Ackerland umgeschichtet sein werden. — Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen muß für die betroffene Bevölkerung neues Ackerland schaffen und die Wasserwirtschaft auf neue Grundlagen stellen.

... daß sieben Besatzungsmitglieder eines Leuchtturms an der süd-japanischen Küste ihr Gehör verloren haben, nachdem sie Regenwasser getrunken hatten. Die Zahl ihrer weißen Blutkörperchen sank auf die Hälfte des normalen Standes. Die sieben Personen werden nun in einem japanischen Krankenhaus wegen „Atomkrankheit“ behandelt.

... daß kürzlich ein betrunkenen Fußgänger, der durch seinen Zustand einen Zusammenstoß zwischen einem Lastkraftwagen und einer Straßenbahn verursacht hatte, bei dem Sachschaden entstand, zu zwei Wochen Haft verurteilt wurde. Bei dem Beschuldigten war ein Blutalkoholgehalt von 1,88 pro mille zur Zeit des Unfalls festgestellt worden. Die Verurteilung erfolgte wegen Vergehens gegen das Straßenverkehrsgesetz.

... daß mit Hilfe neuartiger Einrichtungen, die kürzlich auf einer Ausstellung in Essen gezeigt wurden, nunmehr Fleisch und Wurst anstatt in Wasser mit Luft gekocht werden können. Das neue Verfahren soll wirtschaftlicher arbeiten, und die Fertigware behalte das gute Fleischaroma und sei von besserer Qualität; auch der Gewichtsverlust soll geringer sein.

... daß von 25 205 deutschen Studierenden, die im letzten Winter an den Hochschulen Nordrhein-Westfalens eingeschrieben waren, 6,2 v.H. aus Arbeiterfamilien stammten, 14,6 v.H. stammten aus Familien mittlerer oder kleiner Beamten und 13,2 v.H. aus Familien, in denen die Väter Angestellte in nichtleitender Stellung sind.

... daß in Frankreich auf je 62 Einwohner ein Einzelhandelsgeschäft kommt. Rechnet man die Geschäfte mit den sogenannten Dienstleistungen, wie die der Friseure, Schuster, Schneider und Gasthäuser, hinzu, so entfällt sogar auf nur 39 Einwohner ein Einzelhandelsgeschäft. Verglichen mit England, den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik, wo auf 89, 91 bzw. 102 Einwohner je ein Laden gezählt wird, ist der Einzelhandel in Frankreich stark übersetzt und mit schuld an den hohen Einzelhandelspreisen, über die man in ganz Frankreich klagt.

... daß in Nordamerika an der Entwicklung eines Atommotors für Flugzeuge gearbeitet wird. Man glaubt, daß man mit diesen Flugzeugen die ganze Erde ohne Zwischenlandung umfliegen kann. Ein Pfund gespaltenes Uran soll fast soviel Energie erzeugen wie die Verbrennung von einer Million Kilo Benzin.

Was hat Ordnung im Betrieb mit Kameradschaft und Leistungssteigerung zu tun?

Ordnung ist das halbe Leben! Wer diese Volksweisheit auf seinem Arbeitsplatz beherzigt, wird bald finden, daß er mit halber Kraft, halbem Ärger und mindestens den halben Unfällen zu seiner Leistung kommt. Es ist kein Kunststück, das zu beweisen. Man braucht nur die Augen offenzuhalten, um festzustellen, daß dies überall zutrifft.

Im Streb

Es kommt schon einmal vor, daß du deinen Arbeitsplatz in einem unordentlichen Zustand antriffst. Dann ärgerst du dich und schimpfst über deinen Kameraden von der vorhergegangenen Schicht.

Und der Grund für die Nachlässigkeit deines Kameraden? Entweder fehlte ihm die Zeit, noch Ordnung zu schaffen, oder er versteht sich nicht auf richtige Arbeitseinteilung. Vielleicht mangelt es ihm auch an Ordnungssinn. Ärgern wollte er dich aber nicht.

Da hilft nichts als schlichte Erziehungsarbeit. Du zeigst ihm, wie es gemacht werden muß und sagst ihm das mit guten Worten. Im übrigen darfst du über deinem Ärger nicht vergessen, daß dir der Kamerad ungewollt sogar etwas Gutes getan hat. Denn er hat dir gezeigt, wie es nicht gemacht werden darf.

Und die Lehre aus dem Verhalten deines Kameraden? Halte deinen Arbeitsplatz in einem solchen Zustand, daß er auch in Ordnung ist, wenn du ihn einmal plötzlich verlassen mußt.

Die notwendigen Gezähstücke mußt du unbedingt selbst besitzen und in tadellosem Zustande halten. Du gewinnst so wertvolle Zeit, denn andernfalls geht sie dir durch Herumsuchen und Leihen verloren. Außerdem ist es unkameradschaftlich, fremdes Gezähe abzunutzen.

Nach dem rechtzeitigen Einbringen des Ausbaues lege deine Gezähstücke immer an derselben Stelle ordnungsmäßig zusammen. Dadurch hast du sie griffbereit; es geht dir nichts verloren und du hilfst vor allem, Unfälle durch herumliegende Gezähstücke zu vermeiden.

Hast du Holzabfälle, so lege sie zu deinem Gezähe. Du sparst beim nächsten Vorpfänden das zeitraubende und mißliche Herumsuchen nach einem passenden Stück Holz. Schließlich verleitet dich das Herumsuchen auch dazu, den Stempel verbotenerweise mit einem Stückchen Kohle oder Stein zu unterlegen.

Halte Ordnung im Ausbau

Vergiß nicht, daß der verlorene Ausbau für die Unfallverhütung der wichtigste Ausbau ist. Die Sicherheit, die du durch ordnungsmäßiges Setzen des verlorenen Stempels erreichst, kommt deiner Leistung doppelt zugute. — Hänge beim Stahlausbau sofort, wenn Platz dafür geschaffen ist, die Kappe vor und sichere dir damit den Raum, von dem aus du nun weiterarbeiten kannst.

Danach kannst du deine volle Kraft wieder dem Auskohlen zuwenden, ohne Angst zu haben, daß dir ein Unfall passiert. Überlege, wie schwierig es ist, unter einem ungeicherten Hangenden zu arbeiten. Und außerdem: du arbeitest dann nur mit halber Kraft, denn Angstgefühl

wirkt lähmend und vermindert dadurch deine Leistung. Halte das Strebfördermittel an deinem Arbeitsplatz sauber und damit in Ordnung. Dadurch wirst du manche Störung vermeiden und dir und deinen Kameraden Ärger ersparen.

Gegen Schichtende reinige die ausgekohlte Fläche von Kohlenklein. Holzreste lasse für deinen Ablöser liegen. Er ist dir dankbar dafür. Außerdem sparst du an einem wertvollen Rohstoff, der die Zeche eine ganze Menge Geld kostet.

Wird nach der Kohlschicht das Strebfördermittel umgelegt, so Sorge dafür, daß dein Feld vollständig ausgekohlt, verbaut und sauber ist und dein Gezähe zusammen am Stoße liegt.

Überlege rechtzeitig, ob du das schaffen kannst. Wenn nicht, so verlange vom Ortsältesten Verstärkung.

Die Umleger werden es dir danken, indem sie sich Mühe geben, das Strebfördermittel so einzubauen, daß du reibungslos arbeiten kannst.

Verlasse deine Arbeit so, wie du sie anzutreffen wünschst. Dein Ablöser wird das anerkennen und versuchen, es dir gleichzutun.

Im Streckenvortrieb

Kommt man in einen in Ordnung befindlichen Streckenvortrieb, dann weiß man sofort, daß hier eine Kameradschaft arbeitet, die aufeinander eingespielt ist und sich selbst alle Ehre macht.

Eine Strecke richtig aufzuräumen will verstanden sein. Das Gezähe darf nicht in der ganzen Strecke verstreut herumliegen, sondern muß möglichst nahe vor Ort und nach Art gesondert zusammengehalten werden. Nach hinten muß die Strecke vollständig sauber sein.

Gezähe und Material, das du nicht gebrauchen kannst, sollst du nicht lange mit dir herumschleppen. Schicke es an einen Betriebspunkt, wo es gebraucht wird, oder in einen Lagerraum.

Lasse auch nie ein Stück Eisen verrosten oder ein Stück Holz faulen. Spare an diesen wertvollen und teuren Rohstoffen, denn auch dadurch steigt der Wert deiner Arbeit. Richte für dein Bohrgezähe einen Ständer ein. So brauchst du nie lange zu suchen und du schaffst dir eine gute Kontrolle. Stumpfe Bohrer oder schlecht arbeitende Bohrhämmer lasse sofort in Ordnung bringen. Denn gutes Gezähe macht dir und deinen Kameraden das Arbeiten leichter und trägt zur Leistungssteigerung bei.

Ordnung in den einzelnen Arbeitsgängen halten heißt, die Arbeit angreifen, die den schnellsten Vortrieb bedingt; keinesfalls darfst du das tun, was dir am bequemsten erscheint. Wenn du vernünftig arbeitest, werden sich deine Kameraden auf deine Arbeitsweise einstellen. Denn beispieldhaft gutes Arbeiten wird über kurz oder lang immer nachgeahmt.

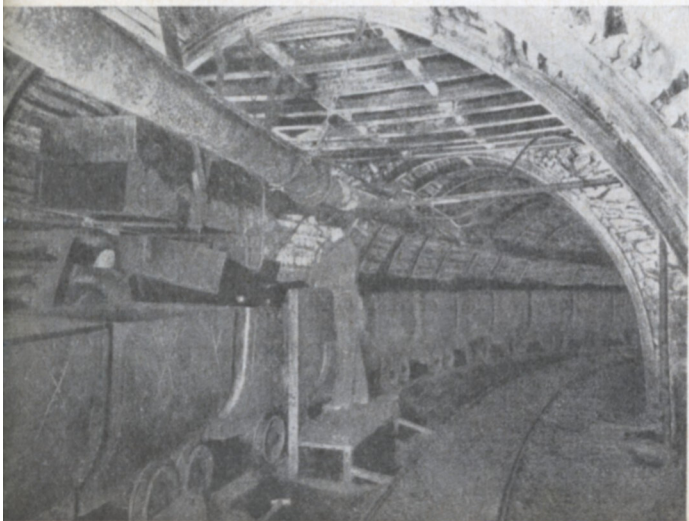
Gehe gewissenhaft mit Stunde und Setzwaage um; du wirst dadurch davor behütet, eine Arbeit einmal doppelt machen zu müssen.

Erkläre beim Schichtwechsel deinen Kameraden vom anderen Drittel kurz das Besondere deiner Arbeit und lasse es dabei nicht an einem aufmunternden Wort fehlen.

Findet die Ablösung deine Arbeit in Ordnung, dann wirst du nicht nur als tüchtiger Kamerad geschätzt, sondern man fühlt sich auch verpflichtet, ebenso sauber und anständig zu arbeiten.

Was für diese beiden Beispiele — die Arbeit vor der Kohle und im Streckenvortrieb — gilt, gilt ganz allgemein für alle Arbeits- und Betriebspunkte unter und über Tage. Wo wir auch hingestellt sind: überall müssen wir für Ordnung in unserer Arbeit sorgen. Denn dadurch gewinnt man Freude, vermeidet Leerlauf, erhöht die Leistung und das wertvollste Volksvermögen — die Arbeitskraft — wird durch Verhütung von Unfällen erhalten.

An der Ladestelle



BROCKEN

Die Sache mit dem BROCKEN

Nichts gegen den Hauer Peter K.! Ein Kerl ist der, das muß ihm der Neid lassen. 32 Jahre Pütt hat er hinter sich gebracht und dabei viele bergmännische Erfahrungen sammeln können. Aber ab und zu kommt es vor, daß er damit ein wenig renommiert, besonders wenn ihm ein „Grüner“ in den Weg läuft. So wie neulich . . .

Die Blasschicht war zu Ende. Man saß am Aufbruch und wartete auf den Korb, um zur tiefer gelegenen Sohle zu fahren: der Hauer und ein paar Kumpels von der Blasmachine. Einer davon war noch „ganz grün“. Erst sechs Wochen und ein paar Tage im Berg. Man saß also da und klönte und Peter klönte natürlich von seiner Erfahrung. 32 Jahre Pütt und so weiter . . . Da erspähten seine Augen einen Brocken, der durch die Deckenverschalung lugte. Ganz locker mußte der sein. Peter knurrte: „Der kommt bald runter. Lange dauert das nicht mehr.“ Und er stellte sich darunter und hantierte mit einer Latte daran herum.

Der Brocken saß tatsächlich locker und kam herunter. Es dauerte gar nicht lange. Aber er fiel Peter auf die Augen, genauer gesagt, auf seine Nase. Und die blutete gründlich. Hauer Peter K. wischte sich das Blut ab, stieß mit dem Fuß den kinderkopfgroßen Brocken zur Seite und meinte zu dem ganz grünen Kumpel: „Haste gesehn? So macht man das nicht! Dann fällt er einem nämlich auf die Nase.“ Der ganz Grüne nickte lachend. Er hätte es auch nie so gemacht.

Zur Ehrenrettung Peters muß jedoch gesagt werden, daß er zwar stolz war auf sein bergmännisches Wissen und Können, daß er es jedoch den jungen Kumpels gerne weitergab und keine Weisheit für sich behielt . . . Sie waren ihm dankbar dafür, denn sie lernten viel von ihm, wie man es machen muß und manchmal auch, wie man es — nicht machen darf. Aber über die Sache mit dem Brocken, die sich schnell auf dem ganzen Pütt herumgesprochen hatte, lachen sie heute noch.

G. E.

Achtung bei Metallsplitterverletzungen!

In unserem Grubenbetrieb ereigneten sich innerhalb kurzer Zeit mehrere Unfälle, die auf das Absplittern von Metallteilen zurückzuführen waren. Da scharfkantige Splitter tief ins Muskelfleisch eindringen, müssen sie meist operativ entfernt werden. Längere Krankenhausbehandlung ist oft die Folge dieser Verletzungen.

Die Ursache dieser Splitterverletzungen war in der Mehrzahl der Fälle die Verwendung von ungeeignetem Material.

Ein anschauliches Beweisstück ist der hier abgebildete Eisenkeil (Abbildung 1). Er war auf einer Saargrube zum Spalten von Altholz benutzt worden. Bei einem Schlag mit dem Fäustel sprang von der Schlagfläche ein messerscharfes, flaches Stück von zweimal zweieinhalb Zentimeter ab und drang dem Holzspalter in den Unterschenkel. Dabei wurde die Schlagader zerrissen, und nur rasches Abbinden und Transport ins Krankenhaus rettete den Verletzten vor dem Verbluten.

Sehr gefährlich können auch kleine und kleinste Splitter werden, wenn sie in die Bauchhöhle oder Gelenkkapseln, zum Beispiel in das Kniegelenk, eindringen.

Gezähstücke, wie sie in den Abbildungen 1 und 2 gezeigt werden, sind eine Gefahr. Sie müssen sofort in die Werkstatt zur Reparatur gegeben werden. Vor allen Dingen ist, wie wir es immer wieder erleben, das Spitzeisen des Abbauhammers kein Schrottmeißel. Uns wurden in letzter Zeit mehrere Unfälle mit Metallsplitterverletzun-

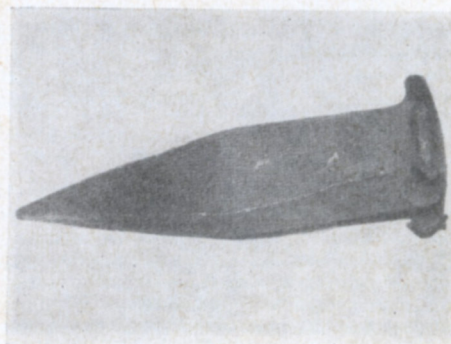


Abb. 1

gen gemeldet, die dadurch entstanden, daß zum Abschlagen von Schraubenköpfen anstatt eines vorschriftsmäßigen Schrottmeißels ein Spitzeisen verwendet wurde.

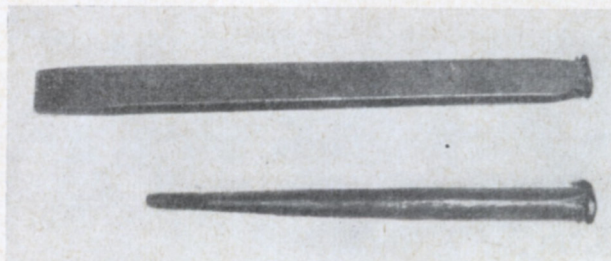


Abb. 2

Japan - aus der Nähe gesehen

Ein interessanter Vortrag

Am 23. Juli hielt der aus dem Aachener Raume stammende Jesuitenpater Professor Dr. Schiffer, Lehrer an der 1910 von Papst Pius X. gegründeten Sophia-Universität in Tokio, im Berglehrlingsheim Millich einen interessanten Vortrag über Japan.

Professor Schiffer vermittelte seinen zahlreichen Zuhörern zunächst ein Bild von der sozialen Struktur des „Reiches der aufgehenden Sonne“. Den Ausführungen war zu entnehmen, daß der japanische Arbeiter im Vergleich zu uns noch außerordentlich primitiv lebt und sehr arm ist. Der Redner erklärte diese Situation mit dem Hinweis, die japanische Regierung kümmere sich nicht um die Arbeiterschaft und sei auch nicht in der Lage zwischen den Sozialpartnern ausgleichend zu wirken. In Japan gebe es weder eine soziale Fürsorge, noch kenne man dort eine soziale Gesetzgebung, wie sie in Europa und besonders in Deutschland selbstverständlich ist.

Professor Schiffer sprach dann über die Armut Japans und begründete diese mit seiner Armut an Bodenschätzen. Mit Ausnahme von Schwefel müsse die japanische Wirtschaft buchstäblich alle Grundstoffe einführen. Eine Großindustrie nach europäischen Begriffen kenne man nicht. Nur insgesamt 20% der Produktion werde in größeren Betrieben erzeugt, während alles übrige aus Klein- und Kleinstbetrieben, den sogenannten Familienwirtschaften, komme, in denen die Eltern und die Kinder am Erwerb teilnehmen müßten.

So wundere es nicht, daß eine japanische Familie im Durchschnitt nur 100 bis 150 Mark im Monat verdiene, während man für die Lebenshaltung pro Kopf 35 bis 40 Mark in Ansatz bringen müsse. Die Folge sei, daß der japanische Arbeiter durchweg in elenden Holzhütten oder Blechbaracken hause und an Kleidung und Nahrung sparen müsse. Gemessen an den Verhältnissen in der Bundesrepublik, in der der Arbeiter schon zum Mittel-

stand gehöre, lebe also der japanische Arbeiter in einer Armut, von der wir uns keinen Begriff machen könnten. Die Folge sei, daß der japanische Arbeiter zum Radikalismus neige und der Kommunismus — obwohl nicht im Parlament vertreten — für seine Wühlarbeit in den Betriebszellen einen günstigen Nährboden finde.

Nach diesen Ausführungen zeigte Professor Schiffer eine große Anzahl Lichtbilder, zu denen er interessante Erklärungen gab. Sie waren nicht dazu bestimmt, den Vortrag über die soziale und wirtschaftliche Struktur Japans abzurunden, sondern sie sollten dem Beschauer einen Einblick in die Geschichte Nippons, seine Kultur, seine Religionen, seine Bindung ans Kaiserhaus und in die Schönheit des Inselreiches geben.

Eine völlig fremde Welt tat sich da vor unseren Augen auf. Eine Welt, die der Europäer seiner Mentalität nach nicht begreifen kann. Denn der Japaner lebt nach ganz anderen Gesetzen; was uns belanglos erscheint, ist ihm heilig, er ist bereit, dafür zu sterben. Und was wir fortschrittlichen Europäer zum Sinn unseres Lebens erheben, darüber lächelt der Japaner mitleidig. Er braucht kein modernes Auto, keine großen Warenhäuser, keine komfortablen Wohnungen mit mehr oder weniger überflüssigem Hausrat, dafür lebt er seinem Kult, will seine Tempel, verehrt seinen heiligen Berg und die Sonne, und feiert das Fest der Kirschblüte. Und nichts auf der Welt kann ihn von seinem Kaiserhaus trennen, nicht einmal der Kommunismus.

Eine dankbare Hörergemeinde zollte dem Vortragenden herzlichen Beifall. Ein Stück Weltweite war vor ihren Augen erstanden. Und mancher junge Bergmann wird nachher darüber nachgedacht haben, daß er in der Geborgenheit seines Daseins wahrhaftig keinen Grund hat, mit sich und seinem Leben unzufrieden zu sein. dt.

Die Ruhrfestspiele in Aachen

Die Ruhrfestspiele sind in diesem Jahre zum ersten Male auf die Reise gegangen, um der schaffenden Bevölkerung außerhalb des großen Reviers etwas von ihrer Aussage zu vermitteln.

Am 17. Juli war das Schauspiel im Stadttheater Aachen zu Gast. Von allen Zechen und aus vielen anderen Betrieben des Aachener Raumes waren Arbeiter und Angestellte gekommen, um der Aufführung von G. E. Lessings „Nathan der Weise“ in der Inszenierung von Karl Heinz Stroux beizuwohnen.

Nathan der Weise. — Ein dramatisches Gedicht nennt Lessing sein spätes Schauspiel. Aber es ist mehr. Für viele andere und für mich ist es nicht nur ein Appell an die Toleranz, sondern auch ein Spiel von einmaliger Schönheit und Klarheit. In einer wunderbaren Sprache, voll von Weisheit, Güte und Liebe und weitab vom Haß und den dunklen Trieben verirrter Geister, führt der Magier Lessing auch heute noch seine Gemeinde in den Zauber einer alles überwindenden warmherzigen Menschlichkeit. Die Zeichen dieses Stückes sollten gerade wir verstehen, weil unsere Zeit so arm geworden ist an menschlicher Zuneigung und Toleranz.

Die Aufführung in Aachen wurde zu einem großartigen Erlebnis. Das verdanken wir der sicheren Hand von Karl Heinz Stroux und der bezwingenden Deutung von Ernst Deutsch in der Rolle des Nathan. Mit sparsamstem Einsatz

seiner Mittel vermochte er durch die erschütternde Kraft seiner Sprache nicht nur seine Zuhörer zu bannen, er zwang auch die Mitspieler zu letzter Hergabe ihrer schauspielerischen Mittel. Wir nennen außer Deutsch noch Hans Heßling als Klosterbruder und Richard Häußler als Sultan Saladin, weil sie in ihrem Spiel dem „Nathan“ am nächsten kamen.

Das Publikum war erschüttert, als sich nach dem letzten Akt der Vorhang senkte, und verharrte einige Augenblicke lang in ergriffenem Schweigen. Doch dann rauschte der Beifall auf und die Darsteller mußten sich zusammen und einzeln viele Male dem Publikum zeigen, um ehrlichen und begeisterten Beifall entgegenzunehmen. A. S.

Tüchtiger Pianist gesucht

Wir suchen für unsere Werkskapelle einen tüchtigen Pianisten zur Mitwirkung bei betrieblichen Veranstaltungen und Feiern. Belegschaftsmitglieder, die die Voraussetzungen erfüllen, wollen sich mit Kapellmeister Karl Huppertz in Verbindung setzen, von dem sie alles Nähere hören.

Die Welt in Bildern

CAMPING-PLÄTZE IN EUROPA

Unter den Kulturfilmern, die die Fachstelle für kulturelle Bergmannsbetreuung in der letzten Zeit in unseren Heimen zeigte, befand sich ein Streifen der Klepperwerke in Rosenheim, der uns mit den schönsten Zeltplätzen in Europa bekannt machte. Von der Ostsee führte uns der Film über die Lüneburger Heide, den Rhein und seine Seitentäler entlang in den Schwarzwald, und von da in die unvergleichlich schönen Alpengebiete Deutschlands und Österreichs. Italien, das Mittelmeer und der Süden Frankreichs beschlossen die Wanderung der Kamera zu den schönsten Camping-Plätzen Europas.

Was sich darüber sagen läßt? Nun — es ist eine eigene Welt, die sich vor unseren staunenden Augen auftut. Und wem noch nicht der Sinn für die Schönheiten der Natur verlorengegangen ist, der sollte es einmal probieren und mit dem Fahrrad oder Motorrad und seinem Zelt ein Stück dieser schönen Welt erwandern. Er wird an Leib und Seele erfrischt in den Alltag der Arbeit zurückkehren.

BERLIN — EINST UND JETZT

Der Senat von Westberlin ließ zwei Filmstreifen herstellen, die nach Art und Gehalt ganz berlinisch sind. Während der eine rückblendend mit dem bekannten „Berliner Leierkastenmann“ durch die Straßen der Weltstadt zieht und von der Jahrhundertwende ab bis in unsere Tage hinein die Stadt mit all ihren Merkmalen vor unseren Augen erstehen läßt, beschäftigt sich der zweite Streifen mit dem neuen Berlin, der zwiegeteilten Stadt, deren westlicher Teil dank der Tatkraft seiner Bewohner eine einmalige Aufbauleistung vollbracht hat.

Ob man nun das alte Berlin mit Kaiser, Soldaten und



Warum mußten Sie auch so kurz vor der Frühstückspause kommen?

seinem berlinischen Fluidum bewundert, oder den Mut und die Tatkraft der Berliner unserer Tage, immer ist es der nie versiegende Berliner Humor, der den Geist der Stadt prägt und aller Schwierigkeiten Herr wird.

Wir vermerken mit Freude, daß die Veranstaltungen der Fachstelle für kulturelle Bergmannsbetreuungen von unseren Heiminsassen und der Zechenjugend von Hückelhoven in steigendem Maße besucht werden. dt.

Einige Ratschläge für unsere Hausfrauen

VON EINER HAUSFRAU

Man darf deinem Frühstücks- und Mittagstisch nicht ansehen, liebe Hausfrau, daß du schon einige Jährchen verheiratet bist.

Bleibe beim Frühstück keine Ewigkeit sitzen; frühstücke aber auch nicht mit der Tasse in der Hand.

Es gibt viel interessanten Gesprächsstoff in der Welt. Warum erzählst du deinem Manne immer nur von häuslichen Unannehmlichkeiten?

Es ist durchaus nicht notwendig, daß sich der größte Teil deines häuslichen Lebens in Schlafrock und Pantoffeln abspielt.

Wenn eine Frau aufhört, sich sorgfältig zu kleiden, fängt der Mann an, Vergleiche mit anderen Frauen anzustellen.

Laß über die Schwelle deines Sonntags die Sorgen deiner sechs Werkstage nicht herein. Mit dem Sonntagsbraten allein ist es nicht getan.

Man soll mit seinem häuslichen Glück nicht renommieren. Es verträgt es nicht, denn dafür ist es zu zart.

Nichts färbt so auf die Kinder ab, wie das Verhältnis der Eltern zueinander.

Gib nie soviel Geld aus wie du bekommst. In ihrem Reservefonds, und wenn er noch so unbedeutend ist, liegt die Stärke der Hausfrau.

BRUDERHILFE

Unsere Belegschaftsmitglieder entsinnen sich noch, daß im März d. J. fast 200 Arbeitskameraden freiwillig dem Deutschen Roten Kreuz eine kostenlose Blutspende zur Verfügung stellten. Wir berichteten darüber in Nr. 6 der Werkszeitung.

Als der Blutspendedienst des DRK durch den Nachrichtendienst des Rundfunks von dem Autounfall am 19. Juli hörte, bei dem eine Anzahl Arbeitskameraden verletzt wurde, fragte das DRK bei uns an, ob bei einem oder mehreren Verletzten Bluttransfusionen notwendig seien. Das erforderliche Blut werde kostenlos zur Verfügung gestellt.

In einem Falle wurde von dem Angebot Gebrauch gemacht. Der schwerverletzte Kamerad erhielt die Transfusion im Knappschafts-Krankenhaus Bardenberg.



Die gute alte Zeit

Mit dem Ingenieursdiplom in der Tasche bestieg Hans Reichert den D-Zug. „Gott sei Dank! — Das wäre geschafft!“ dachte der frischgebackene Ingenieur. „In zwei Jahren spätestens wird geheiratet. Die Stelle bei Marquart und Sohn ist mir ja sicher. — Man wird sparen müssen und sich einschränken. Zweihundertsechzig Mark Anfangsgehalt ist nicht viel für einen heiratslustigen jungen Mann. Ach ja, das liebe Geld!“ Hans Reichert betrachtete nachdenklich die Reisegefährten, drei Herren, so Mitte sechzig.

Wie mag es gewesen sein, als die ihr Examen machten? Man spricht doch immer von der „guten alten Zeit?“ Als zwei der Mitreisenden ausgestiegen waren, knüpfte der dritte mit Hans Reichert ein Gespräch an. Man redete zuerst über das Wetter, dann über Politik, über die hohen Preise und die niedrigen Löhne. Schließlich erzählte der alte Herr seine Lebensgeschichte, schlicht und einfach, ohne vieles Drumherum.

„Mein Vater war ein armer Mann. Er hatte eine kleine Schmiede, dazu sieben Kinder. Mit neunzehn Jahren machte ich meine Prüfung als Schlossergeselle. Mein Vater erwartete, daß ich ihm nun in der Schmiede helfen würde, aber ich wollte hinaus, um etwas von der Welt zu sehen.

Ein bescheidener Sonntagsrock, ein blauer Arbeitsanzug und dazu fünf Mark, das war meine Ausrüstung, damit hab' ich mich durchgeschlagen bis nach Berlin. Dort bekam ich schließlich in einer großen Schlosserei Arbeit als Halbvollontär mit einem Wochenlohn von sage und schreibe zwölf Mark.

Für die Schlafstelle bezahlte ich sechs Mark, zwei Brötchen und Kaffee des morgens kosteten fünfzehn Pfennig. Für Mittagessen in der Kantine bezahlte ich fünfundvierzig Pfennig, für das Abendessen zwanzig Pfennig. Wenn's ‚hoch‘ herging, leistete ich mir noch ein Fläschchen Weißbier für fünf Pfennig. Das war meine Ernährung. Weil ich dies oder jenes Fachbuch benötigte, mußte ich manchmal auf das Mittagessen verzichten.

Neun Monate hielt ich so durch, da merkte mein Chef, daß ich körperlich nicht mehr auf der Höhe war. Mein Anzug war außerdem zerschlissen, und ich sah recht bleich und abgemagert aus. Er rief mich also zu sich in sein Büro und fragte geradeheraus: ‚Herr Krönert, wie steht es mit Ihren Finanzen?‘

Ich schaute ihn groß an und sagte: ‚Gut!‘

‚Wieviel Zuschuß bekommen Sie denn von zu Hause?‘

‚Zuschuß? — Mein Vater muß sieben Kinder ernähren, da kann er mir keinen Zuschuß geben.‘

‚Ja, um Himmels willen, wie kommen Sie denn auf die Idee, bei mir als Halbvollontär anzufangen?‘

‚Wäre ich als Geselle eingetreten, hätten Sie mich nur an eine Arbeit gestellt, ich hätte also nicht viel dazugelernt. Als Vollontär kam ich im Betrieb überall herum, jetzt kann ich wenigstens etwas.‘

Kleine Pause, dann: ‚Na schön! — Bloß wie Sie mit den zwölf Mark wöchentlich zurecht kommen, ist mir schleierhaft?‘

‚Ach, Herr, es geht vieles, man muß sich nur nach der Decke strecken.‘

‚Sie erhalten von jetzt ab wöchentlich 17 Mark‘, sagte er und sah mich wohlwollend an, ‚und außerdem lasse ich Ihnen für die bisherigen sechsdreißig Wochen je fünf Mark nachbezahlen.‘

‚Jetzt war es mir möglich‘, fuhr sein Gegenüber fort, ‚neue Kleider zu kaufen und neue Wäsche, sogar einen Sparpfennig konnte ich zurücklegen. — Ich habe dann mehrere Jahre gespart, bis ich genügend Geld hatte, um die Werkmeisterschule zu besuchen. Dann war ich Werkmeister, aber nicht sehr lange. Es gefiel mir nicht, Lohnlisten zu machen und Fertigware nachzusehen. Ich wollte praktisch arbeiten. Also ging ich zur Maschinenschlosserei zurück. In England habe ich gearbeitet und in Rußland. Schließlich habe ich geheiratet.

Meine Frau konnte nicht Klavier spielen und ging auch nicht ins Theater und ins Konzert, wenigstens damals nicht. Aber sparen, alles zusammenhalten, das konnte sie. Und wenn's sein mußte, hungerte sie auch mit mir. Ab und zu muß man nämlich auch das können, besonders, wenn man sich mit sechshundert Mark selbständig macht und eine Maschinenschlosserei auf tut.

Im ersten halben Jahre hatten wir gar keine Einnahmen, buchstäblich gar nichts. Ich hatte eine neue Maschine konstruiert, die sich jedoch erst bei den Abnehmern einführen mußte. Glauben Sie mir, in solchen Tagen, wenn man bei Pellkartoffeln oder trockenem Brot sitzt und nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll, da erfährt man auch, was man geheiratet hat und wen man geheiratet hat.

Dann ging es aber doch vorwärts mit meinem Betrieb. Nach zwei Jahren hatte ich schon elf Gesellen. Da mußte ich anbauen und einen Ingenieur einstellen. Allerdings war der nicht viel wert, er verdarb mir sogar einige Maschinen. Und die Schulden von dem Neubau drückten! Ich stand buchstäblich vor dem Zusammenbruch.

Meine Frau und ich haben aber treu zusammengestanden in dieser schweren Zeit und uns gegenseitig nicht etwas vorgejammert. Und so sind wir auch über diese Not hinweg gekommen.

Heute kann ich nicht mehr klagen. Ich habe jetzt eine flottgehende Maschinenfabrik mit mehreren hundert Leuten, und Arbeit und Aufträge genug. Allerdings auch eine ganze Menge Sorgen. Aber daran gewöhnt man sich mit den Jahren.“

„Das glaube ich“, antwortete Hans Reichert, als der Reisegefährte seine Erzählung beendet hatte. „So war das also damals — in der guten alten Zeit!“

„Jede Zeit und jede Generation hat ihre Sorgen“, erwiderte der Fabrikant. „Die Zeit ist im Leben eines Mannes, der schaffen will, gar nicht entscheidend. Viel entscheidender ist die Frau, die er heiratet. Die Frau, die sparen kann, das ist die gute alte Zeit, von der man heute so viel erzählen hört . . .“

„Da werde ich wohl gründlich suchen müssen“, dachte Hans Reichert, als er nachdenklich den Zug verließ.

Gerd Holm

FÖRDERUNG

Jetzt in die Hände gespuckt, angepackt
die Preßluftschlämme, daß sie fauchend wühlen
sich in den Fels hinein mit Schlag und Takt! —
Dann Schüsse berstend durch die Strecken brüllen.

Des ältesten Häuers Kommandowort
läßt Rutschen schüttern durch die Stollengänge.
Das Rattern hin und her bringt aus dem Ort
der Heimat Brot in großer Lastenmenge.

Die Wagen sind gefüllt, ans Seil geklinkt,
und rollen schnurrend auf dem Stahlgestänge
zum Förderkorb, der aufgeht, niedersinkt
und Schätze hebt aus dunklem Felsgehänge.

Und das ist starkes Ringen ohne End',
zur Arbeitsmelodie vertont von vielen;
Musik für jeden, der das Bergwerk kennt.
Jetzt um so mehr, wir dienen edlen Zielen.

PAUL HABRASCHKA



Aschenputtel tanzt

bereiteten deshalb alt und jung viel Freude.
In der Pause gab's für die Leckermäulchen Kaffee
und Kuchen und am Ende des Festes erhielt außerdem jedes
Kind ein kleines Geschenk.
Erwähnenswert ist noch, daß die Kostüme der Kinder für
ihre Spiele von ihren Müttern in besonderen Bastelstun-
den des Kindergartens Friedrichsplatz angefertigt wurden.



Der Wolf und die sieben Geißlein

Sommerfest des Kindergartens Friedrichsplatz

Am 25. Juni hielt Schwester Karoline mit ihren kleinen Pflegebefohlenen an der Diecks Mühle ein Sommerfest. Die zahlreich erschienenen Mütter (auch einige Väter waren unter den Gästen) sahen verschiedene Märchenspiele, wie „Hans im Glück“, „Schneewittchen“, „Der Wolf und die sieben Geißlein“. Die Spiele wurden mit echt kindlicher Begeisterung dargeboten und

Schwester Karoline und ihre Helferinnen durften mit dem Verlauf des Sommerfestes sehr zufrieden sein. Er hat den Eltern gezeigt, was alles im Laufe eines Jahres im Kindergarten gelernt wird und daß dort ihre Kleinen gut aufgehoben sind.
H. H.



Bei Kaffee und Kuchen



Begeisterte Zuschauer



WAS WIRD BIS 1972?

Die bevölkerungsstatistische Abteilung des statistischen Bundesamtes hat eine „Vorausberechnung der Bevölkerung der Bundesrepublik bis zum Jahre 1972“ herausgebracht, in der zwischen einer optimistischen und einer pessimistischen Vorausberechnung unterschieden wird.

Im ersteren Falle (bei weiterer abnehmender Säuglingssterblichkeit und wieder zunehmender Geburtenhäufigkeit) wird die Zahl der Lebendgeborenen von rd. 745 100 (Knaben und Mädchen) im Jahre 1953 bis auf rd. 826 700 im Jahre 1965 steigen, dann aber bis auf 788 200 im Jahre 1972 wieder sinken.

Im pessimistischen Falle wird die Zahl der Lebendgeborenen von rd. 710 200 im Jahre 1953 stetig bis auf rd. 553 500 im Jahre 1972 sinken. In Anbetracht der erheblichen Differenz zwischen diesen Berechnungen muß man, selbst wenn die pessimistische Auffassung sich nicht voll bewahrheitet, mit einem allmählichen Sinken der Geburtenzahlen bis 1972 rechnen.

Die Gesamtbevölkerung würde nach den gleichen Berechnungen im günstigsten Falle von rd. 48,5 Millionen (Männer und Frauen) im Jahre 1953 auf 52,4 Millionen im Jahre 1972 anwachsen, nach der pessimistischen Berechnung (der man vorsichtshalber den Vorzug geben muß) — weiteren Zuzug aus Mitteldeutschland außer acht gelassen — im Jahre 1961 einen Hochstand von 49,2 Millionen erreichen und dann allmählich bis auf 48,06 Millionen (22,9 Millionen Männer und 25,16 Millionen Frauen) im Jahre 1971, also unter den Stand von 1953 absinken.

Mit einem Wachstum der westdeutschen Gesamtbevölkerung ist also in den nächsten 20 Jahren kaum zu rechnen. Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß der derzeitige Hochstand ja ganz wesentlich durch die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen seit 1946 bedingt ist. Sicher ist dagegen im Laufe der nächsten Jahrzehnte mit einer immer mehr zunehmenden Überalterung der Bevölkerung, ganz besonders bei den Männern, zu rechnen.

Bei den Männern wird — nach der optimistischen Berechnung — z. B. die Altersgruppe der 35- bis 55jährigen, also der Männer im besten Schaffensalter, anteilmäßig der männlichen Gesamtbevölkerung von 28,8% im Jahre 1951 auf 23,6% im Jahre 1971 sinken, die Altersgruppe der über 65 Jahre alten Männer dagegen von 8,9% im Jahre 1951 auf 12,1% im Jahre 1971 steigen. Die Zahl der über 65 Jahre alten Männer wird absolut — bei der optimistischen Annahme — von rd. 2,0 Millionen im Jahre 1951 auf rd. 3 Millionen im Jahre 1971 steigen. Die Altersgruppe der 35—55 Jahre alten Männer wird dagegen — wiederum optimistisch gerechnet — von rd. 6,47 Millionen im Jahre 1951 auf rd. 5,9 Millionen im Jahre 1971, pessimistisch gerechnet, sogar auf 5,8 Millionen im Jahre 1971 zurückgehen.

Damit wird die deutsche Volkswirtschaft in den nächsten beiden Jahrzehnten vor sehr schwierige Aufgaben gestellt, denn die verringerte Zahl der voll Einsatzfähigen muß die höhere Zahl der Rentner mit ihren Familien miternähren.

Sprechstunden der Werksfürsorgerin

Die Sprechstunden der Werksfürsorgerin, Fräulein Fleißig, finden ab sofort wie folgt statt:

dienstags: 10.00—12.00 Uhr Ambulatorium (Sauna),
13.30—15.00 Uhr Schacht IV;

donnerstags: 9.00—12.00 Uhr Werksmütherschule
Schaufenberg,
14.00—16.00 Uhr Ambulatorium (Sauna).

Während dieser Zeiten werden auch Anmeldungen zu sämtlichen Kursen der Werksmütherschule entgegengenommen.

Geplant sind folgende Kurse: Zuschneiden und Nähen, Kochen und Backen, Erziehungslehre und Gesundheitspflege, Bräutekurse.

Amsterdam ist niederländische Hauptstadt

Aus Utrecht erreichte uns die Nachricht, daß wir in unserem Bericht über die Hollandfahrt unserer Berglehrlinge einem Irrtum erlegen sind. Nicht Den Haag, sondern Amsterdam sei die Hauptstadt der Niederlande.

Der Bitte um Berichtigung kommen wir gerne nach, zumal in der Bundesrepublik allgemein von Den Haag gesprochen wird, wenn die niederländische Hauptstadt gemeint ist.

Bleib freundlich!

Dem amerikanischen Lebensgrundsatz des „keep smiling“ (bleib freundlich) entspricht ein Wandplakat, das in den New Yorker Büros der General Electric Company aufgehängt wurde. Dort steht geschrieben: „Für ein lachendes Gesicht brauchst du dreizehn Muskeln, für ein miesepetriges dagegen sechzig. Warum willst du dich unnötig überanstrengen?“

Familiennachrichten



Wir gratulieren zur Hochzeit

Grubert, Franz, mit Agnes Müstert, am 22. 5.
Landecker, Jochen, mit Maria Späth, am 29. 5.
Kullinat, Arthur, mit Dora Schneider, am 4. 6.
Bos, Jan, mit Helga Kascherowski, am 17. 4.
Stupning, Hans, mit Inge Genzler, am 4. 6.
Hansen, Rolf, mit Irene Kascherowski, am 18. 6.
Hensen, Jakob, mit Sofia Tempel, am 4. 6.
Rattinger, Gustav, mit Elfriede Gerhards, am 18. 6.
Ophelders, Nikolaas, mit Gertrud Jeurissen, am 21. 6.
Jassmann, Heinz, mit Margarete Tautz, am 16. 6.
Zschiesche, Heinz, mit Ruth Henze, am 26. 6.
Salewski, Karl-Heinz, mit Anita Duchting, am 3. 7.
Rosomm, Gerd, mit Erika Görgen, am 3. 7.
Frings, Johann, mit Waltraud Ohrens, am 17. 7.
Berger, Theo, mit Hanni Danner, am 17. 7.
Lambertz, Karl, mit Erika Friedrich, am 24. 7.
Jansen, Wilhelm, mit Elfriede Nickels, am 31. 7.
Dösl, Franz, mit Elgen Wiczorck, am 23. 7.
Ostrowski, Josef, mit Lydia Baly, am 24. 7.
Borowski, Paul, mit Luise Baumbach, am 31. 7.
Mathissen, Willy, mit Gertrud Lengersdorf, am 7. 8.
Gutschmidt, Harry, mit Waltraud Frenzel, am 7. 8.
Moll, Willy, mit Katharina Beuth, am 31. 7.
Pretzl, Hermann, mit Cäcilia Küsters, am 7. 8.

Berlin, Hugo, mit Ingrid Kron, am 13. 8.
Steigels, Heinrich, mit Katharina Thelen, am 14. 8.
Ristau, Emil, mit Ingeborg Neumann, am 14. 8.
Jewski, Ferdinand, mit Emilie Heyn, am 30. 7.
Aretz, Heinz, mit Anneliese Wilms, am 21. 8.
Degener, Bernhard, mit Elisabeth Senska, am 11. 8.
Reichelt, Rudolf, mit Grete Toieik, am 23. 7.
Dyga, Adolf, mit Elfriede Böhme, am 28. 8.
Buschhüter, Heinz, mit Magdalena Behnen, am 28. 8.
Giesemann, Gerhard, mit Lieselotte Kutzborski, am 28. 8.
van Hout, Antonius, mit Gertrud Göbbels, am 30. 8.
Louis, Gottfried, mit Gertrud Küppers, am 31. 8.
Greiner, Wilhelm, mit Margarete Blasey, am 4. 9.
Knappe, Herbert, mit Agnes Michels, am 4. 6.
Schiffers, Bernhard, mit Luise Wählen, am 5. 6.
Wintzen, Heinz, mit Gertrud Hötz, am 5. 6.
Steingrübner, Kurt, mit Elly-Charlotte Sauerbaum, am 5. 6.
Meyer, Georg, mit Irmgard Günther, am 30. 4.
Donner, Erich, mit Erika Schober, am 5. 6.
Bienemann, Kurt, mit Sigrid Bartsch, am 4. 6.
Königs, Jakob, mit Inge Skulima, am 16. 6.
Skulima, Robert, mit Maria Wilms, am 1. 6.
Mühlenbruch, Franz, mit Johanna Tönnemann, am 24. 6.
Hermanns, Willy, mit Maria Herkströter, am 24. 6.
Ratz, Walter, mit Margarete Herzog, am 10. 7.
Jacobs, Franz, mit Maria Dohmen, am 12. 6.
Leipe, Erwin, mit Hubertine Schaffrath, am 15. 7.
Leonards, Willy, mit Sibylla Esser, am 31. 7.
Kuhlen, Josef, mit Anna Gertrud Steffens, am 7. 8.
Bauer, Traugott, mit Odilia Dahmen, am 24. 7.
Olschewski, Ed., mit Edith Sill, am 13. 8.
Mosler, Joachim, mit Irmgard Rother, am 25. 6.
Schmitt, Walter, mit Maria Marg. Bock, am 19. 8.
Grafemüller, Karl-Heinz, mit Rita Bieber, am 26. 8.
Schnothale, Ewald, mit Katharina Niehsen, am 28. 8.
Lambert, Marie-Luise, mit Rolf Geißler, am 28. 8.
Srugis, Hanni, mit Werner Schmidt, am 3. 7.
Mannheims, Annemarie, mit Heinz Schneiders, am 31. 7.
Krückel, Cornelius, mit Maria-Magdalena Balthes, am 18. 6.
Kalz, Wilhelm, mit Gisela M. Menz, am 27. 8.



Herzlichen Glückwunsch

Reiner
Kurt
Ramona
Rainer
Sylvia
Wolfgang
Herbert
Peter
Hubert
Kurt
Rudolf
Sylvia
Margret
Karl-Heinz
Paul
Maria
Ingrid
Johnny
Angela
Anni
Heidi-Maria
Renate
Arno
Heinrich
Hans
Annemarie
Karl-Heinz
Paul
Poromka, Paul, am 28. 5.
Effertz, Reinhold, am 30. 5
Gschib, Paul, am 1. 6.
Kalb, Gernot, am 29. 5.
Ulbrich, Helmut, am 4. 6.
Orgas, Helmut, am 5. 6.
Mainz, Günter, am 7. 6.
Dietz, Horst, am 9. 6.
Rick, Heinz, am 10. 6.
Ottinger, Eugen, am 9. 6.
Süssmilch, Rudolf, am 8. 6.
Steinberg, Paul, am 8. 6.
Maintz, Wilhelm, am 12. 6.
Dotzel, Karl, am 12. 6.
Pahlke, Paul, am 12. 6.
Gottschalk, Peter, am 12. 6.
Bremen, Herbert, am 13. 6.
van Crüchten, Hubert
am 16. 6.
Thomas, Gereon, am 15. 6.
Themanns, Peter, am 16. 6.
Kassel, Paul, am 17. 6.
Grünwald, Georg, am 19. 6.
Leberecht, Fritz, am 19. 6.
Schnitzler, Hans, am 18. 6.
Bürger, Mathias, am 23. 6.
Gerhards, Hermann,
am 23. 6.
Kleeberger, Franz, am 23. 6.
Schmidt, Horst, am 29. 6.
Jürgen
Heinz-Dieter
Anita
Ulrich
Ingelore
Marita
Hans
Roswitha
Monika
Evelyn
Helga
Peter
Dietmar
Maria
Gerhard
Hans-Jürgen
Bernd
Bernd
Ulrich-Otto
Veronika
Heinz
Dieter
Hubert
Willi
Friedhelm

Pinkale, Paul, am 1. 7.
Wiedenhöft, Walter,
am 25. 6.
Albrecht, Josef, am 2. 7.
Krippner, Johann, am 6. 7.
Sittig, Arno, am 7. 7.
Kettler, Hugo, am 6. 7.
Günther, Robert, am 8. 7.
Heinrichs, Martin, am 10. 7.
Putzki, Eduard, am 10. 7.
Vorwerk, Otto, am 12. 7.
Kroke, Reinhard, am 12. 7.
Gehrke, Horst, am 12. 7.
Ketter, Peter, am 10. 7.
Leifgen, Nikolaus, am 7. 7.
Kamin, Gerhard, am 15. 7.
Franz, Karl, am 15. 7.
Goldenberg, Kurt, am 15. 7.
Dopierala, Bernhard,
am 17. 7.
Reidt, Otto, am 18. 7.
Frenken, Josef, am 17. 7.
Peitz, Johann, am 16. 7.
Rosenberg, Helmut,
am 19. 7.
Knur, Mathias, am 21. 7.
Engert, Karl-Heinz,
am 26. 7.
Hollubarsch, Konrad,
am 28. 7.
Dagmar
Gustav
Wilfried
Dagmar
Marion
Helmuth
Roswitha
Gerda-Maria
Elke
Wolfgang
Dieter
Klaus
Jürgen
Sigrid
Wilhelm
Friedhelm
Dieter
Andrea
Herbert
Werner
Brigitte
Karin
Klaus-Dieter
Dieter
Brigitte
Ruth
Karl-Heinz
Maria
Willy
Erwin
Günter
Hildegard
Hans-Berth
Ingeborg
Siegfried
Eberhard
Margarete
Gabriele
Hermann-Josef

Beyer, Otto, am 28. 7.
Wölk, Fritz, am 29. 7.
Lauing, Arnold, am 30. 7.
Dösl, Franz, am 31. 7.
Heling, Kurt, am 3. 8.
Reichert, Paul, am 6. 8.
Härtel, Herbert, am 7. 8.
Tetz, Heinz, am 8. 8.
Härtel, Ulrich, am 9. 8.
Eilbrecht, Eduard, am 10. 8.
Schär, Karl, am 10. 8.
Dahlmann, Siegfried,
am 11. 8.
Pfannschmidt, Karl,
am 11. 8.
Stieglitz, Walter, am 12. 8.
Lewon, Erich, am 22. 8.
Thiel, Friedhelm, am 24. 8.
Lammel, Günter, am 22. 8.
Damhuis, Johann, am 24. 8.
Kalischke, Karl-Heinz,
am 23. 8.
Ströde, Werner, am 26. 8.
Rähse, Heinz, am 17. 8.
Weber, Gottlieb, am 29. 8.
Neumann, Hans, am 31. 8.
Mückter, Heinrich, am 30. 8.
Marschall, Gerhard,
am 31. 8.
Petz, Paul, am 1. 9.
Gers, Heinz, am 15. 4.
Bauwmanns, Walter,
am 2. 9.
Trüe, Werner, am 4. 9.
Wentz, Erwin, am 3. 9.
Berlin, Günter, am 28. 5.
Bethke, Werner, am 30. 5.
David, H.-Günter, am 28. 5.
Geschwendtner, Alois,
am 26. 5.
Schrowangen, Ludwig,
am 31. 5.
Hepp, Michael, am 23. 5.
Bark, Max, am 6. 6.
Rahn, Hermann, am 7. 8.
Siepmann, Josef, am 7. 6.

Aus dem Inhalt

	Seite		Seite
Titelbild: Verbindungsgang Waschkauen — Lampenstube — Schachthalle	1	Blick über den Gartenzaun	21
Aus dem Betriebsgeschehen	2	Wißt Ihr schon, Kameraden	22
Der Steinkohlenbergbau in den Niederlanden	3	Was hat Ordnung im Betrieb mit Kamerad- schaft und Leistungssteigerung zu tun?	23
Unsere Arbeitsjubilare	5	Die Sache mit dem Brocken	24
Jubilarsfeier in der Oerather Mühle	5	Achtung bei Metallsplitterverletzungen	24
Professor Erhard über das Sparen	7	Japan — aus der Nähe gesehen	25
Mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet	8	Die Ruhrfestspiele in Aachen	25
Schlesien — gestern und morgen	9	Die Welt in Bildern	26
Produktionsergebnisse der Montanunion 1952	10	Die gute alte Zeit	27
Die Motte Hoverberg	11	Sommerfest im Kindergarten Friedrichsplatz	28
Verkehrsunfälle 1953	13	Was wird bis 1972?	29
Unsere Werkskapelle in der Eifel und an der Ahr	14	Familiennachrichten	30
Unsere Erholungsurlauber waren zufrieden	15	Schlußbild: Waldweg bei Myhl	32
Eltern besuchen ihre Jungen	17		
Die Spitze	18	Zeichnungen: Ruhrmann.	
Waschen — leicht gemacht	20	Aufnahmen: Kurt Römer, Heinz Hensen, Schmidt, Gerhards, Huppertz, Pinzek, Archiv.	

Klaus-Dieter	Hegewald, Rudolf, am 6. 6.	Helene	Eilbrecht, Franz, am 14. 7.	Karl	Backhaus, Karl, am 11. 8.
Jutta	Schlicht, Kurt, am 21. 6.	Christine	Faikus, Gerhard, am 18. 7.	Karin	Scharf, Hubert, am 18. 8.
Harald	Steffen, Horst, am 18. 6.	Maria	Vennedey, Heinrich, am 16. 7.	Karola	Jansen, Jakob, am 19. 8.
Jürgen	Heid, Peter, am 22. 6.	Katharina	Wolff, Christian, am 19. 7.	Karl-Dieter	König, Gerhard, am 22. 8.
Heribert-Bruno	Arndt, Horst, am 24. 6.	Christel	Mertens, Peter, am 20. 7.	Angelika	Möller, Johann, am 25. 8.
Maria-Helene	Mohnen, Theodor, am 25. 6.	Rudolf	Lipkowski, Rudolf, am 22. 7.	Gisbert	Kampmann, Helmut, am 28. 8.
Christel	Karaskiwitz, Erich, am 28. 6.	Hans	Schmitt, Johann, am 17. 7.	Gertrud	Colle, Anton, am 28. 8.
Maria	Müller, Heinrich, am 30. 6.	Elenore	Hofmann, Alois, am 7. 7.	Katherine	Heinen, Karl, am 2. 9.
Heide	Kaufmann, H. J., am 12. 6.	Barbara	Rütten, Leo, am 24. 7.	Dieter	Becker, Walter, am 4. 9.
Maria	Brandel, Alfred, am 3. 7.	Hans-Dieter	Sroka, Karl-Heinz, am 26. 7.	Brigitte	Schulte-Nover, Günther, am 18. 6.
Helmut	Gladbach, Gerhardt, am 7. 7.	Erika	Schneider, Max, am 28. 7.	Wolfgang	Kroll, Renate, am 12. 6.
Egon	Ottmann, Hubert, am 7. 7.	Joachim	Steingrübner, Kurt, am 27. 7.	Gisela	Haupt, Gerhard, am 21. 8.
Karl-Heinz	Ecke, Rolf, am 7. 7.	Hardy	Kewel, Franz, am 30. 7.	Berthold	Winkens, Clemens, am 28. 8.
Wilfried	Mautz, Heinz, am 8. 7.	Anita	Thierbach, Siegfried, am 4. 8.		
Marianne	Dummler, Karl, am 9. 7.				



Sterbefälle

Sohn Albert Hermann von Albert Conrad, am 16. 3.
Sohn Werner von Herbert Lupp, am 14. 6.
Berginvalide Gottlieb Dignas, am 31. 8.
Berginvalide Johann Jerosch, am 17. 7.
Berginvalide Wilhelm Grefrath, am 3. 9.
Berginvalide Johann Honold, am 1. 9.
Berginvalide Johann Niemeier, am 3. 9.
Berginvalide Gerhard Thevissen, am 12. 7.
Berginvalide Josef Titze, am 19. 7.
Berginvalide Wilhelm Wierzoch, am 5. 7.
Berginvalide Arnold Wöffen, am 19. 7.
Thomas, Gereon, am 24. 7.
Berginvalide Gustav Alexander, am 12. 9.
Berginvalide Josef Franken, am 14. 9.

Nachruf

Wir trauern um unseren Arbeitskameraden
Herrn Heinrich Kohnen,
der am 10. Juli 1954 im Krankenhaus Linnich
verstorben ist.

Wir trauern um unseren Arbeitskameraden
Herrn Eduard Nickel,
der am 20. Juli 1954 an den Folgen eines Ver-
kehrsunfalles im Krankenhaus zu Erkelenz
verstorben ist.

Wir trauern um unseren Arbeitskameraden
Herrn Heinz Battenberg,
der am 14. August 1954 verstorben ist.

Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken
bewahren.

Gewerkschaft Sophia-Jacoba

